KLASSIKER DER SPÄTANTIKE • ILLUSTRIERTE AUSGABE

Das Leben des heiligen Martin

De vita beati Martini

Sulpicius Severus



Vollständige Ausgabe in heutigem Deutsch, mit historischem Kontext des Erzählers und 14 Illustrationen

Inhalt

Einleitung Vorbemerkung des Erzählers: Der Mensch hinter der Legende 5

Widmungsbrief Brief des Autors an seinen Freund Desiderius über das Leben des heiligen Martin 7

Kapitel I Warum ein heiliges Leben mehr wert ist als der Ruhm eines Hektor oder Sokrates 9

Kapitel II Von Pannonien nach Italien: Der Junge, der in die Kirche davonlief und in Ketten zum Heer gebracht wurde 12

Kapitel III Der geteilte Mantel vor den Toren von Amiens und die Vision von Christus 15

Kapitel IV Auge in Auge mit Julian in Worms: „Ich bin ein Soldat Christi; ich darf nicht kämpfen“ 18

Kapitel V Der heilige Hilarius von Poitiers, das Amt des Exorzisten und der Überfall der Räuber in den Alpen 21

Kapitel VI Die Begegnung mit dem Teufel auf der Straße, die öffentliche Auspeitschung und das Gift auf der Insel Gallinara 23

Kapitel VII Das Kloster Ligugé und das erste Wunder: Der Katechumene, der ins Leben zurückkehrte 25

Kapitel VIII Der junge Sklave des Lupicinus wird vom Tod gerettet 28

Kapitel IX Die „Entführung“, um ihn zum Bischof von Tours zu machen, und die Blamage des Bischofs Defensor 29

Kapitel X Der Bischof, der in einer Holzhütte wohnte: Die Gründung von Marmoutier 32

Kapitel XI Der falsche Märtyrer wird entlarvt: Der Geist des Verbrechers neben dem Altar 35

Kapitel XII Der heidnische Leichenzug, der mitten auf dem Feld erstarrte 36

Kapitel XIII Die Herausforderung der heiligen Kiefer: Gefesselt unter dem fallenden Baum 38

Kapitel XIV Das Feuer, das gegen den Wind zurückwich, und die zwei bewaffneten Engel in Levroux 41

Kapitel XV Der entblößte Nacken vor dem Schwert im Land der Häduer 43

Kapitel XVI Das gelähmte Mädchen, das in Trier mit gesegnetem Öl geheilt wurde 45

Kapitel XVII Der ehemalige Prokonsul Tetradius und Martins Finger im Mund eines Besessenen 47

Kapitel XVIII Das falsche Gerücht vom Barbareneinfall, der Kuss für den Aussätzigen in Paris und die Fäden des Gewandes 49

Kapitel XIX Der Brief, der die Tochter des Arborius heilte, die Augen des Paulinus von Nola und der Sturz von der Treppe 51

Kapitel XX Das Gastmahl des Kaisers Magnus Maximus: Der Becher geht an den Priester, noch vor dem Kaiser 53

Kapitel XXI Gespräche mit den Engeln und der Teufel mit dem blutverschmierten Ochsenhorn 57

Kapitel XXII Die Verkleidungen als Jupiter, Merkur und Venus – und das Versprechen der Vergebung für den Teufel selbst 58

Kapitel XXIII Die Geschichte von Clarus, dem falschen Propheten Anatolius und dem Gewand, das sich in Luft auflöste 60

Kapitel XXIV Die falschen Christusse in Hispanien und der Teufel im Kaisergewand: „Ich erkenne Christus nicht an ohne die Male des Kreuzes“ 63

Kapitel XXV Der Besuch des Autors beim heiligen Martin: Der Bischof, der seinem Biografen die Füße wusch 66

Kapitel XXVI Das innere Porträt: Der Amboss des Schmieds und seine Geduld mit den eigenen Priestern 70

Kapitel XXVII Schluss: Ein leuchtendes Gesicht und die Antwort an die neidischen Bischöfe 72

Epilog des Erzählers Wie es weiterging: Der Tod des heiligen Martin und der Ursprung des 11. November 74

Über diese Ausgabe 76

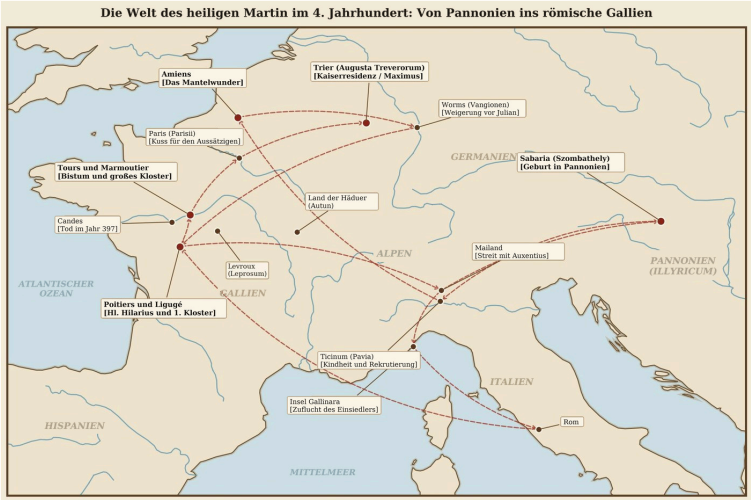
EINLEITUNG

Vorbemerkung des Erzählers: Der Mensch hinter der Legende

In weiten Teilen Europas braucht nur der 11. November näher zu rücken, und schon ist der Name des heiligen Martin wieder in aller Munde – und mit ihm der Duft gerösteter Kastanien, der junge Wein, die Laternenumzüge und jene milden, sonnigen Tage außer der Reihe, die so viele Völker „Martinssommer“ nennen. Fast jeder kennt das Bild des jungen römischen Soldaten zu Pferd, der an einem eiskalten Wintertag seinen Mantel mit dem Schwert in zwei Hälften schnitt, um einen vor Kälte zitternden Bettler darin einzuhüllen.

Was nur wenige wissen: Der heilige Martin von Tours (ca. 316/336 – 397 n. Chr.) ist keine verschwommene Gestalt aus einer mittelalterlichen Legende. Im Gegenteil: Er gehört zu den am besten bezeugten Persönlichkeiten des spätrömischen Reiches. Seine Biografie – *Das Leben des heiligen Martin* (*De vita beati Martini*) – wurde noch zu seinen Lebzeiten geschrieben, von einem Mann, der ihn persönlich kannte, an seinem Tisch aß und lange Gespräche mit ihm führte: **Sulpicius Severus**.

Sulpicius Severus (ca. 363 – ca. 425) war ein brillanter Anwalt, ein gefeierter Redner und ein Aristokrat aus Aquitanien, im Südwesten des heutigen Frankreich. Als er um 396 beschloss, dieses Buch zu schreiben, befand sich das Weströmische Reich in einem tiefgreifenden Wandel. Das Christentum war keine verfolgte Religion mehr, sondern der offizielle Glaube der Kaiser geworden; in den Städten gab es immer mehr einflussreiche Bischöfe, die sich in Seide kleideten und es gewohnt waren, am Hof zu speisen, während die Landbevölkerung in den Dörfern (*pagi*) weiterhin heilige Bäume und die alten keltisch-römischen Götter verehrte.



Historische Karte: Die Welt des heiligen Martin im 4. Jahrhundert – von seinem Geburtsort Sabaria (Pannonien) und seiner Soldatenjugend in Ticinum, Amiens und Worms bis zu den Klöstern Ligugé und Marmoutier und dem Bistum Tours.

Mitten in dieser Welt im Umbruch war Martin für die Eliten ein echter Skandal: ein ehemaliger Offizier der kaiserlichen Garde, der sich Auge in Auge mit dem künftigen Kaiser Julian weigerte zu kämpfen; der vom Volk mit einer List weggelockt wurde, um Bischof von Tours zu werden, und sich doch nie dazu bewegen ließ, in einem Bischofspalast zu wohnen – lieber waren ihm eine Holzhütte und ein raues Gewand aus Kamelhaar. Er war ein Mann, der an den Toren von Paris Aussätzige küsste, in Trier Kaisern die Stirn bot, Scharlatane entlarvte und sogar die strengsten Theologen schockierte, als er sagte, selbst dem Teufel würde Gott vergeben, wenn er nur fähig wäre zu bereuen.

In dieser Ausgabe wurde der vollständige Text des Sulpicius Severus in **klarem, natürlichem, heutigem Deutsch** neu erzählt, wobei jede Episode und jedes Detail des lateinischen Originals getreu erhalten bleibt. Am Ende jedes Kapitels geselle ich mich als Erzähler zu dir und erkläre römische Militärbräuche, die Geografie der Zeit, den politischen

Hintergrund und die Kultur des 4. Jahrhunderts – Einzelheiten, die für die Leser zu Sulpicius' Zeit selbstverständlich waren, uns heute aber enorm helfen, die außergewöhnliche Kraft dieser Geschichte zu begreifen.

WIDMUNGSBRIEF

Brief des Autors an seinen Freund Desiderius über das Leben des heiligen Martin

Severus grüßt herzlich seinen lieben Bruder Desiderius.

Mein Bruder und guter Freund: Ich hatte beschlossen, dieses Büchlein, das ich über das Leben des heiligen Martin geschrieben habe, in einer Schublade zu lassen, eingeschlossen in den vier Wänden meines eigenen Hauses. Unsicher, wie ich von Natur aus bin, wollte ich mir die Kritik der Leute ersparen. Ich fürchtete – und ich glaube immer noch, dass es so kommen wird –, dass mein ungeschliffener Stil den Lesern missfallen und alle mir vorwerfen würden, ich hätte die Dreistigkeit besessen, mich an einen Stoff zu wagen, der Schriftsteller von ganz anderem Talent verdient hätte. Aber du hast mich so sehr gedrängt, dass ich es nicht fertigbrachte, Nein zu sagen. Was würde ich schließlich nicht alles für unsere Freundschaft tun, selbst auf die Gefahr hin, meinen Ruf zu verlieren?

So habe ich dir dieses Büchlein also überlassen, im Vertrauen auf dein Versprechen, es niemandem sonst zu zeigen. Trotzdem gestehe ich meine Befürchtung, dass gerade du ihm die Tür zur Welt öffnen wirst – und ist es einmal draußen, lässt es sich nicht mehr zurückrufen.

Wenn das geschieht und du siehst, dass einige es zu lesen beginnen, dann bitte sie, mehr auf die Ereignisse als auf den Stil zu achten und Geduld zu haben, falls ein weniger eleganter Satz ihnen in den Ohren

wehtut; schließlich gründet das Reich Gottes nicht auf der Kunst der schönen Rede, sondern auf dem Glauben. Sie sollen auch daran denken, dass das Heil der Welt nicht von großen Rednern verkündet wurde, sondern von Fischern – obwohl Gott es, hätte Er darin irgendeinen Nutzen gesehen, ebenso gut auch durch Redner hätte tun können.

Die Wahrheit ist: Als ich beschloss, mich an die Arbeit zu machen, weil es mir unverzeihlich schien, die Vorzüge eines so außergewöhnlichen Mannes in Vergessenheit geraten zu lassen, nahm ich mir fest vor, mich nicht zu schämen, falls mir ein Grammatikfehler durchrutschen sollte. Ich war nie ein großer Kenner der Schreibkunst, und selbst das wenige, was ich einmal gelernt habe, habe ich nach so vielen Jahren ohne Übung wieder vergessen.

Um mir aber den Ärger zu ersparen, mich rechtfertigen zu müssen: Wenn du das Buch wirklich veröffentlichen willst, dann tilge meinen Namen. Du brauchst nur die Unterschrift vom ersten Blatt abzuschaben, damit die Seite verstummt – oder besser gesagt, und nur darauf kommt es an: Das Buch soll allein von der Geschichte sprechen, die es erzählt, und über den Namen dessen schweigen, der es geschrieben hat.

> **Kontext des Erzählers: Die falsche Bescheidenheit eines großen Anwalts und „abgeschabte" Bücher**
>
> Lassen wir uns von der literarischen Bescheidenheit des Sulpicius Severus nicht täuschen! Wenn er sich für seinen „ungeschliffenen Stil" und für mögliche „Grammatikfehler" (*soloecismi*) entschuldigt, bedient er sich einer klassischen Technik der römischen Redekunst, der *captatio benevolentiae* – der Kunst, durch gespielte Demut die Sympathie des Lesers zu gewinnen. In Wirklichkeit war Sulpicius einer der gebildetsten Juristen und Autoren des römischen Gallien, so sehr, dass ihn die Humanisten der Renaissance wegen der Qualität seines Lateins den „christlichen Sallust" nannten.
>
> Hinter diesen Worten stand allerdings eine sehr reale Debatte: Am Ende des 4. Jahrhunderts blickte die in den klassischen Schulen ausgebildete römische

Elite auf die Texte der Bibel herab, weil sie in einem schlichten, direkten Latein geschrieben waren, weit entfernt von der kunstvollen Prosa eines Cicero. Indem Sulpicius daran erinnert, dass das Evangelium „nicht von großen Rednern, sondern von Fischern" verkündet wurde, vertritt er die Auffassung, dass die historische und geistliche Wahrheit weit mehr zählt als literarischer Glanz.

Achte auch auf das praktische Detail am Schluss des Briefes: *„Du brauchst nur die Unterschrift vom ersten Blatt abzuschaben"* (*titulum fronti erade*). In der Spätantike gab es noch keinen Buchdruck; ein Buch zu veröffentlichen hieß, eine Pergamenthandschrift an einen Freund mit guten Verbindungen zu schicken – hier an Desiderius, ebenfalls ein christlicher Aristokrat aus Aquitanien –, damit die Kopisten seines Hauses neue Abschriften anfertigen konnten. Da Pergament (bearbeitete Tierhaut) teuer und sehr widerstandsfähig war, tilgte man den Namen des Autors buchstäblich dadurch, dass man die trockene Tinte mit einer Klinge oder einem Bimsstein abschabte. Natürlich schabte Desiderius überhaupt keinen Namen ab: Er verbreitete das Buch weit und breit, und das Werk wurde der erste große Bestseller der christlichen Literatur des Westens!

KAPITEL I

Warum ein heiliges Leben mehr wert ist als der Ruhm eines Hektor oder Sokrates

Viele Menschen, besessen von weltlichen Studien und vom Wunsch nach Ansehen, haben sich eingeredet, sie könnten ihren eigenen Namen unsterblich machen, indem sie die Biografie berühmter Gestalten schrieben. Zwar hat ihnen diese Mühe keine Ewigkeit eingebracht, aber doch ein wenig von dem, worauf sie aus waren: Einerseits blieb ihr Name in der Welt in Erinnerung, so wenig das auch wert ist; andererseits weckten sie, indem sie vom Leben bemerkenswerter Männer erzählten, in ihren Lesern den starken Wunsch, diesen

Vorbildern zu folgen. Nur nützte das alles nichts, um das wahrhaft glückliche und ewige Leben zu erlangen.

Was hat ihnen der Ruhm ihrer Bücher denn am Ende gebracht, wo er doch dazu verurteilt ist, zusammen mit dieser Welt zu vergehen? Und was hatten die späteren Generationen davon, von den Schlachten Hektors oder den philosophischen Gesprächen des Sokrates zu lesen? Sie nachahmen zu wollen ist schon töricht genug; sich diesen Vorstellungen nicht entschieden zu widersetzen ist blanker Unsinn. Weil sie das menschliche Leben nur an dem maßen, was hier auf Erden getan wird, setzten sie ihre Hoffnung auf Legenden und überließen ihre Seelen dem Grab. Sie glaubten, es genüge, im Gedächtnis der Menschen weiterzuleben, wo doch das wahre Ziel eines Menschen sein sollte, das ewige Leben zu suchen, nicht den ewigen Ruhm – etwas, das man nicht durch Schreiben, Kriegführen oder Philosophieren gewinnt, sondern indem man aufrichtig, gütig und Gott treu lebt.

Dieser Irrtum, durch Bücher von Generation zu Generation weitergegeben, war so mächtig, dass er sehr viele Menschen dazu brachte, bald jene leere Philosophie, bald jenes falsche Ideal kriegerischer Tapferkeit nachzuahmen. Gerade deshalb halte ich es für sehr lohnend, die Biografie eines wahrhaft heiligen Mannes zu schreiben, der künftig anderen als Inspiration dienen kann. Wer weiß, ob sich beim Lesen nicht viele zur wahren Weisheit, zum Dienst an Gott und zu einem aufrechten Leben gerufen fühlen. Und dabei denke ich auch an mein eigenes Wohl: Ich erwarte nicht, unter den Menschen berühmt zu werden, sondern von Gott einen bleibenden Lohn zu empfangen. Denn auch wenn ich selbst es nicht geschafft habe, so zu leben, dass ich ein Beispiel geben könnte, habe ich doch wenigstens getan, was in meiner Macht stand, um jemanden bekannt zu machen, der es wirklich verdient, nachgeahmt zu werden.

Ich beginne also, das Leben des heiligen Martin zu erzählen, und zeige, wer er war – sowohl bevor er Bischof wurde als auch nachdem er sein Bistum übernommen hatte. Natürlich ist es mir nicht gelungen, alles herauszufinden, was er getan hat: Die Begebenheiten, deren einziger Zeuge er selbst war, bleiben verborgen, denn Martin suchte nie nach Lob und hätte, wäre es allein nach ihm gegangen, am liebsten all seine guten Taten versteckt. Ja, selbst von dem, was mir zu Ohren gekommen ist, habe ich vieles weggelassen, denn es schien mir genug, die eindrücklichsten Momente auszuwählen – nicht zuletzt, um den Leser nicht mit zu vielen Fällen zu ermüden. Ich bitte die Leser nur, dem zu vertrauen, was hier geschrieben steht, und sicher zu sein, dass ich nichts zu Papier gebracht habe, ohne es vorher sehr sorgfältig geprüft zu haben. Hätte ich irgendwelche Zweifel gehabt, hätte ich lieber geschwiegen, als Unwahres zu erzählen.

Kontext des Erzählers: Hektor, Sokrates und die Erfindung eines neuen Heldenbildes

In diesem Eröffnungskapitel wendet sich Sulpicius Severus direkt an das gebildete Publikum des Römischen Reiches. In der römischen Schule des 4. Jahrhunderts drehte sich die gesamte Bildung um zwei große Bezugspunkte: das Kriegerepos Homers – vertreten durch **Hektor**, den trojanischen Helden der *Ilias* – und die griechische philosophische Tradition – vertreten durch **Sokrates**.

Indem er ihnen Martin gegenüberstellt, löst Sulpicius eine kleine Kulturrevolution aus: Er schlägt vor, den Kriegshelden und den antiken Philosophen durch ein neues menschliches Vorbild zu ersetzen – den Mann des Glaubens, der in die *coelestis militia* eintritt, den „Kriegsdienst des Himmels“. Beachte auch die Zusage am Ende des Kapitels: Als ehemaliger Anwalt, der es gewohnt war, Tatsachen vor Gericht zu beweisen, garantiert Sulpicius, dass er nur Berichte aufgenommen hat, die er von vertrauenswürdigen Augenzeugen gesammelt oder aus Martins eigenem Mund gehört hat.

KAPITEL II

Von Pannonien nach Italien: Der Junge, der in die Kirche davonlief und in Ketten zum Heer gebracht wurde

Martin wurde in Sabaria geboren, einer Stadt in der Provinz Pannonien, wuchs aber in Italien auf, in Ticinum. Seine Familie hatte nach den Maßstäben der Zeit eine gute gesellschaftliche Stellung, doch seine Eltern waren Heiden. Sein Vater hatte seine Militärlaufbahn als einfacher Soldat begonnen und war später zum Militärtribun aufgestiegen.

In seiner Jugend schlug Martin selbst die Soldatenlaufbahn ein und diente in der Reiterei der kaiserlichen Garde, zunächst unter Kaiser Constantius und dann unter dem Befehl des Caesars Julian. Das geschah allerdings nicht aus freien Stücken: Von klein auf dachte dieser außergewöhnliche Junge an nichts anderes, als Gott zu dienen. Er war erst zehn Jahre alt, als er gegen den Willen seiner Eltern in eine Kirche davonlief und darum bat, als Katechumene aufgenommen zu werden. Wenig später, schon ganz den Dingen Gottes zugewandt, auf eine für sein Alter erstaunliche Weise, träumte er mit zwölf davon, als Einsiedler in die Wüste zu ziehen – und er hätte es getan, wäre er nicht noch so jung und schwach gewesen. Dennoch trug er, in Gedanken immer bei den Klöstern oder der Kirche, schon als Kind im Herzen, was er später mit solcher Hingabe verwirklichen sollte.

Inzwischen erließen die Kaiser eine Verordnung, die die Söhne von Veteranen verpflichtete, in das Heer einzutreten. Martins eigener Vater – der die religiösen Neigungen seines Sohnes nicht ertragen konnte – zeigte ihn an und lieferte ihn den Behörden aus. So kam es, dass Martin mit gerade einmal fünfzehn Jahren festgenommen, in Ketten gelegt und gezwungen wurde, den Fahneneid zu leisten. Er nahm nur einen

einzigen Sklaven als Diener mit, kehrte die üblichen Rollen aber vollständig um: Es war der Herr, der den Diener bediente. Meistens war es Martin selbst, der dem Mann die Stiefel auszog und sie putzte, und die beiden setzten sich zum Essen gemeinsam an denselben Tisch, wobei fast immer Martin das Essen auftrug.



In Ticinum (Pavia) stellt der junge Soldat Martin, gerade fünfzehn Jahre alt, die römische Rangordnung auf den Kopf und kniet im Zelt nieder, um seinem eigenen Diener die Soldatenstiefel auszuziehen und zu putzen.

Er verbrachte fast drei Jahre im Heer, bevor er getauft wurde, hielt sich aber stets fern von den Lastern, denen Soldaten gewöhnlich verfallen. Seine Kameraden behandelte er mit unermesslicher Freundlichkeit und ungewöhnlicher Großzügigkeit, und er besaß eine Geduld und eine Demut, die über menschliche Kräfte zu gehen schienen. Die Einfachheit, mit der er lebte, braucht man gar nicht erst zu loben: Er führte ein so strenges Leben, dass er schon damals eher wie ein Mönch als wie ein Soldat wirkte. Mit dieser Art gewann er seine Mitsoldaten so sehr für sich, dass sie alle ihm größte Achtung und Zuneigung entgegenbrachten.

Auch ohne die Taufe schon empfangen zu haben, lebte er durch seine Werke in der Praxis bereits als wahrer Christ: Er half den Bedrängten, stand den Elendsten bei, gab den Hungrigen zu essen und denen Kleidung, die nichts anzuziehen hatten. Von seinem Sold behielt er nichts für sich außer dem, was er für das tägliche Essen brauchte; schon damals nahm er die Worte des Evangeliums ernst und sorgte sich nicht um den morgigen Tag.

> **Kontext des Erzählers: Elitetruppen, Zwangsrekrutierung und der Offizier, der seinem Sklaven die Stiefel putzte**
>
> Hier stecken mehrere faszinierende historische Details über das 4. Jahrhundert:
>
> 1. **Geografie: Sabaria**, wo Martin geboren wurde (im Jahr 316 nach der traditionellen Chronologie oder um 336 nach neueren Forschungen), ist die heutige Stadt Szombathely in Ungarn, die zur römischen Provinz Pannonien gehörte. **Ticinum**, wo er aufwuchs, ist das heutige **Pavia** in Norditalien, damals eine wichtige Garnisonsstadt.
>
> 2. **Der Vater als Tribun und die Anzeige aus dem eigenen Haus:** Martins Vater hatte sich im römischen Heer hochgearbeitet: Er hatte als gewöhnlicher Soldat (*miles*) angefangen und den Rang eines **Militärtribuns** (*tribunus militum*) erreicht, eines hohen Offiziers mit Ritterrang und gutem Einkommen. Da es im spätrömischen Reich nie genug Männer gab, um die Grenzen zu verteidigen, schuf der Staat Erbgesetze, die die Söhne von Veteranen verpflichteten, die Soldatenlaufbahn einzuschlagen. Für einen alten heidnischen Offizier, der den Kriegsgöttern ergeben war, war es eine unerträgliche Schande, dass sein 15-jähriger Sohn christlicher Mönch werden wollte – und so war es der Vater selbst, der ihn den Rekrutierern auslieferte, damit sie ihn in Fesseln abführten!
>
> 3. **Die Palastgarde (*scholares alae*):** Martin landete nicht in einer gewöhnlichen Infanterieeinheit, sondern in den *Scholae Palatinae*, der Elitereiterei, die die persönliche Leibwache des Kaisers (**Constantius II.**, Sohn Konstantins) und des Caesars (**Julian**) bildete. Das waren angesehene Truppen, gut bezahlt und mit Anspruch auf einen persönlichen Diener.

4. **Was war ein „Katechumene“?** Im 4. Jahrhundert wurden Säuglinge nur selten getauft. Wer Christ werden wollte, trat zunächst in das *Katechumenat* ein – eine mehrjährige Phase geistlicher Vorbereitung und sittlicher Bewährung.

5. **Der Rollentausch mit dem Sklaven:** In der römischen Gesellschaft war es die niedrigste Aufgabe eines Sklaven, die schweren Soldatenstiefel (*caligae* oder *calciamenta*) auszuziehen und den Schlamm von ihnen abzukratzen. Dass ein junger Offizier der kaiserlichen Garde seinem eigenen Diener die Stiefel putzte und ihn bei Tisch bediente, war für die Denkweise der Zeit etwas völlig Undenkbares.

KAPITEL III

Der geteilte Mantel vor den Toren von Amiens und die Vision von Christus

Einmal, zu einer Zeit, als er nichts mehr bei sich hatte als seine Waffen und einen einfachen Soldatenmantel, mitten in einem Winter, der weit härter war als sonst – die Kälte war so grimmig, dass viele Menschen auf den Straßen erfroren –, begegnete Martin an den Toren der Stadt Amiens einem armen Mann, der völlig nackt war. Der Bettler bat die Vorübergehenden, sich seiner zu erbarmen, aber alle gingen weiter, ohne ihn auch nur im Geringsten zu beachten. Der junge Mann voller Glauben begriff sofort: Wenn sonst niemand dem Unglücklichen zu Hilfe kam, dann hatte Gott ihn seiner Fürsorge anvertraut.

Aber was konnte er tun? Er hatte nichts mehr als den Soldatenmantel, den er trug, denn alles andere hatte er schon an andere Bedürftige verschenkt. Also zog er das Schwert, das er am Gürtel trug, schnitt den Mantel genau in der Mitte durch, gab die eine Hälfte dem Armen und legte sich das übrige Stück wieder um die Schultern. Um ihn herum brachen einige der Zuschauer in Gelächter aus, weil sie den Anblick

eines Soldaten mit halb abgeschnittenem Mantel lächerlich fanden; viele andere jedoch, die mehr Gewissen hatten, schämten sich zutiefst, nichts dergleichen getan zu haben, obwohl sie mehr als genug besaßen, um diesen Mann zu kleiden, ohne selbst zu frieren.



An den Toren von Amiens, in einem eisigen Winter, schneidet Martin seinen weiß-scharlachroten Mantel der Palastgarde mit dem Schwert entzwei, um einen nackten Armen im Schnee darin einzuhüllen.

In der folgenden Nacht, nachdem er eingeschlafen war, sah Martin im Traum Christus, bekleidet mit genau der Mantelhälfte, die er dem Bettler gegeben hatte. Er spürte, dass er aufgefordert wurde, den Herrn genau anzusehen und das Gewand wiederzuerkennen, das er verschenkt hatte. Gleich darauf hörte er, wie Jesus mit klarer Stimme zu der Schar der Engel um ihn herum sagte: „Martin, der noch ein Katechumene ist, hat mich mit diesem Mantel bekleidet!“

Getreu den Worten, die Er selbst im Evangelium gesprochen hatte – *„Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“* –, zeigte der Herr auf diese Weise, dass Er selbst es war, der in der Person jenes Armen eingehüllt worden war; und um den Wert

dieser Geste zu bestätigen, wollte Er in genau dem Stück Stoff erscheinen, das der Bettler erhalten hatte. Trotz dieser Vision wurde Martin nicht eitel. Im Gegenteil: Er erkannte in alldem die Güte Gottes, und sobald er achtzehn geworden war, beeilte er sich, sich taufen zu lassen. Trotzdem verließ er das Heer nicht sofort, denn er gab den eindringlichen Bitten seines Tribuns nach, der ein enger Freund und Zeltgenosse von ihm war; dieser Befehlshaber versprach ihm nämlich, dass auch er, sobald seine eigene Dienstzeit abgelaufen sei, dem weltlichen Leben den Rücken kehren werde. An dieses Versprechen hielt sich Martin und blieb nach seiner Taufe noch fast zwei Jahre im Heer, auch wenn er da nur noch dem Namen nach Soldat war.

Kontext des Erzählers: Der Soldatenmantel, der Ursprung des Wortes „Kapelle“ und der Martinssommer

Wir haben gerade die berühmteste Episode aus dem Leben des heiligen Martin gelesen. Sie spielte sich an den Toren von *Samarobriva Ambianorum* ab – der heutigen Stadt **Amiens** in Nordfrankreich –, in einem eisigen Winter der 330er- oder der 350er-Jahre. Drei kuriose Fakten machen diese Szene noch lebendiger:

1. **Warum schnitt Martin den Mantel in zwei Hälften, statt ihn ganz herzugeben?** In der römischen kaiserlichen Garde gehörte der weiße oder scharlachrote Soldatenmantel (*chlamys*, im Winter oft mit Schaffell gefüttert) zur vorgeschriebenen Uniform: Die eine Hälfte gehörte dem römischen Staat, die andere bezahlte der Soldat. Erschien ein Soldat ganz ohne Mantel zum Appell, wurde er wegen Verlusts von Ausrüstung bestraft! Indem Martin ihn mit dem Schwert halbierte, gab er alles her, was ihm gehörte, und behielt den Pflichtteil – und sah danach so komisch aus (*truncatus habitu*), dass die Vorübergehenden lachten.

2. **Wie aus Martins halbem Mantel die Wörter „Kapelle“ und „Kaplan“ entstanden:** Jahrhunderte später wurde dieser halbe Mantel des heiligen Martin (im Spätlatein *cappa* genannt, „Mäntelchen“) zur kostbarsten Reliquie der fränkischen Könige, die ihn sogar mit in die Schlacht nahmen. Das kleine Heiligtum, in dem sie die *cappa* des heiligen Martin aufbewahrten, nannte

man bald *capella* („der Ort des Mäntelchens“), und die Priester, die sie zu hüten hatten, waren die *capellani*. Das ist der direkte Ursprung der Wörter **Kapelle** und **Kaplan**!

3. **Und der „Martinssommer“?** Wie du am Originaltext des Sulpicius Severus sehen kannst, gab es im 4. Jahrhundert noch keine Legende von der Sonne, die in diesem Augenblick durch die Wolken bricht. Diese Volksüberlieferung entstand erst Jahrhunderte später, als das Fest der Beisetzung des heiligen Martin (am **11. November**) mit der üblichen Wetterlage Mitte November zusammenfiel – einer Reihe von Tagen mit warmer Sonne und klarem Himmel vor dem Winter – und so die menschliche Wärme der Mantelteilung für immer mit der Herbstsonne verband.

KAPITEL IV

Auge in Auge mit Julian in Worms: „Ich bin ein Soldat Christi; ich darf nicht kämpfen“

Inzwischen fielen die Barbarenvölker in Gallien ein. Der Caesar Julian zog daraufhin sein Heer bei der Stadt der Vangionen zusammen und begann, ein besonderes Geldgeschenk an die Soldaten zu verteilen. Wie es üblich war, wurden die Männer einzeln beim Namen aufgerufen, bis Martin an die Reihe kam.

Martin erkannte, dass dies der richtige Augenblick war, um seine Entlassung aus dem Heer zu erbitten – nicht zuletzt, weil er es für unehrlich hielt, das Geld anzunehmen, obwohl er wusste, dass er nicht in den Kampf ziehen würde –, und wandte sich direkt an Julian: „Bis heute habe ich dir gedient; lass mich jetzt Gott dienen. Dein Geschenk soll behalten, wer in die Schlacht zieht; ich bin ein Soldat Christi, ich darf nicht kämpfen.“



In Worms (356 n. Chr.), vor dem Tribunal des Heeres und den Goldtruhen des Caesars Julian, lehnt Martin das Feldzugsgeschenk ab: „Bis heute habe ich dir gedient; lass mich jetzt Gott dienen. Ich bin ein Soldat Christi, ich darf nicht kämpfen.“

Als der Tyrann das hörte, geriet er in Wut und warf ihm an den Kopf, er wolle das Heer nicht aus Glauben verlassen, sondern aus Angst vor der Schlacht, die für den nächsten Tag angesetzt war. Martin ließ sich nicht einschüchtern – ja, angesichts dieser Drohungen wurde er nur noch entschlossener – und antwortete ihm: „Wenn du das für Feigheit hältst und nicht für Glauben, dann werde ich mich morgen unbewaffnet in die vorderste Reihe stellen, vor unsere Truppen; und im Namen des Herrn Jesus werde ich ohne Schild und ohne Helm, nur vom Zeichen des Kreuzes geschützt, furchtlos mitten durch die Reihen der Feinde gehen.“

Julian ließ ihn sofort festnehmen, um ihn zu zwingen, am nächsten Tag sein Wort zu halten und den Barbaren unbewaffnet gegenüberzutreten. Doch gleich am frühen Morgen schickten die Feinde Gesandte, um um Frieden zu bitten; sie ergaben sich bedingungslos und lieferten alles aus, was sie hatten.

Wer kann angesichts dessen bezweifeln, dass der Sieg Martin zu verdanken war, den Gott auf diese Weise davor bewahrte, unbewaffnet in die vorderste Linie geworfen zu werden? Natürlich hätte der Herr in Seiner Güte Seinen Soldaten ebenso gut inmitten der Schwerter und Speere der Feinde heil und unversehrt bewahren können; aber Er zog es vor, die Schlacht selbst abzuwenden, damit Martins Augen nicht einmal den Tod anderer Menschen mit ansehen mussten. Welchen anderen Sieg sollte Christus Seinem Soldaten schließlich schenken als diesen: den Feind zu besiegen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen und ohne dass jemand stirbt?

Kontext des Erzählers: Das Goldgeschenk, Julian der Abtrünnige und einer der ersten Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen

Wir befinden uns im Jahr **356 n. Chr.**, in *Borbetomagus*, der Stadt des Volkes der Vangionen – dem heutigen **Worms** am Ufer des Rheins, in Deutschland. Germanische Stämme (Alamannen und Franken) hatten den Rhein überschritten und mehrere Städte in Gallien geplündert.

An der Spitze der römischen Truppen steht der **Caesar Julian**, ein Neffe Konstantins, der wenige Jahre später Kaiser werden und als **Julian der Abtrünnige** (Julian Apostata, 361–363) in die Geschichte eingehen sollte, weil er versuchte, im Römischen Reich das Heidentum wiederherzustellen und den Christen ihre Vorrechte zu nehmen – weshalb Sulpicius ihn schroff „den Tyrannen" (*tyrannus*) nennt.

Um Martins Mut zu ermessen, muss man verstehen, was dieses militärische Geldgeschenk (*donativum*) war: Zusätzlich zum normalen Sold (*stipendium*) überreichte der Befehlshaber am Vorabend eines wichtigen Feldzugs jedem Soldaten persönlich eine großzügige Summe in Goldmünzen. Das *donativum* anzunehmen kam der Erneuerung des Ehrenversprechens gleich, in der bevorstehenden Schlacht bis zum Tod zu kämpfen. Hätte Martin das Gold genommen und sich dann geweigert, zum Schwert zu greifen, wäre er wegen Fahnenflucht und Diebstahls hingerichtet worden; indem er das Geld öffentlich ablehnte, vor dem ganzen angetretenen Heer, forderte er Julians Autorität offen heraus – in einem der berühmtesten Fälle von Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen in der Antike.

KAPITEL V

Der heilige Hilarius von Poitiers, das Amt des Exorzisten und der Überfall der Räuber in den Alpen

Sobald er den Militärdienst verlassen hatte, suchte Martin den heiligen Hilarius auf, den Bischof von Poitiers, einen Mann, dessen Glaube und geistliche Weisheit damals von allen bewundert wurden, und blieb eine Zeit lang bei ihm. Hilarius wollte ihn in seiner Nähe behalten und ihn in den Klerus des Bistums aufnehmen, indem er ihn zum Diakon weihte. Aber Martin lehnte ein ums andere Mal ab und beharrte darauf, eines so hohen Amtes nicht würdig zu sein. Hilarius, ein Mann von enormem Scharfblick, erkannte, dass es nur einen Weg gab, ihn zu überzeugen: ihm eine so bescheidene Aufgabe zu geben, dass sie fast wie eine Herabstufung aussah. Also schlug er ihm vor, Exorzist zu werden; und diesmal nahm Martin an, um nicht den Eindruck zu erwecken, er verachte das Amt, weil es zu niedrig sei.

Wenig später fühlte er sich im Traum ermahnt, seine Heimat und seine Eltern zu besuchen, die noch am Heidentum hingen, und zu versuchen, ihnen zum Glauben zu verhelfen. Er brach mit der Erlaubnis des heiligen Hilarius auf, der ihn erst gehen ließ, nachdem er ihm unter Bitten und Tränen das Versprechen abgerungen hatte, zurückzukehren. Martin soll sich schweren Herzens auf den Weg gemacht und seine Gefährten gewarnt haben, dass ihm viele Mühsale bevorstünden – was die Reise rasch bestätigte.

Zunächst geriet er, als er bei der Überquerung der Alpen einige einsame Abkürzungen nahm, in einen Hinterhalt von Banditen. Einer von ihnen hob tatsächlich schon die Axt, um ihm den Schädel zu spalten, doch ein anderer Räuber hielt ihm im letzten Moment den Arm fest. Trotzdem banden sie ihm die Hände auf den Rücken, raubten ihm, was er bei sich

trug, und überließen ihn der Bewachung eines Mannes aus der Bande. Dieser führte ihn an einen abgelegenen Ort und begann ihn zu fragen, wer er sei. Martin antwortete, er sei Christ. Der Räuber fragte ihn, ob er Angst habe. Völlig ruhig versicherte ihm Martin, er habe sich noch nie in seinem Leben so sicher gefühlt, denn er wisse, dass Gottes Schutz niemals versagt, vor allem nicht in den Augenblicken größter Gefahr; und er fügte hinzu, dass ihm vielmehr er leidtue, der sich durch sein Leben als Verbrecher von der Barmherzigkeit Christi abschneide.



In den Schluchten der Alpen spricht Martin, die Hände auf den Rücken gebunden, gelassen vom Evangelium zu dem Räuber, der ihn mit der Axt in der Hand bewacht, und bekehrt ihn schließlich.

Auf der Stelle begann er, ihm das Evangelium zu erklären und zu ihm vom Wort Gottes zu sprechen. Man braucht die Geschichte nicht in die Länge zu ziehen: Der Dieb glaubte, was er hörte, begleitete Martin, bis er ihn sicher auf die Hauptstraße zurückgebracht hatte, und bat ihn beim Abschied, für ihn zu beten. Später wurde bekannt, dass dieser Mann sein Leben völlig geändert hatte und in den geistlichen Stand

eingetreten war – ja, diese ganze Episode soll aus seinem eigenen Mund auf uns gekommen sein.

> **Kontext des Erzählers: Die Klugheit des heiligen Hilarius und warum „Exorzist“ ein bescheidener Posten war**
>
> **Der heilige Hilarius von Poitiers** (ca. 315–367) war die große intellektuelle Autorität der Kirche in Gallien – ein herausragender Theologe und Martins wahrer geistlicher Lehrer.
>
> In diesem Kapitel gibt es ein Detail, das jeden verwirrt, der heute Horrorfilme schaut: Warum weigerte sich Martin, **Diakon** zu werden, weil er sich für unwürdig hielt, nahm es aber an, **Exorzist** zu sein, weil das eine niedrige Aufgabe war? In der Kirche des 4. Jahrhunderts waren die **Diakone** die rechte Hand des Bischofs: Sie verwalteten die Finanzen des Bistums, organisierten die Unterstützung der Armen und hatten enormes gesellschaftliches Gewicht. Der **Exorzist** dagegen gehörte zu den sogenannten „niederen Weihen“: Es war eine unauffällige, untergeordnete Aufgabe, die darin bestand, die Katechumenen zu begleiten, sich um die Kirche zu kümmern und verstörte Menschen zu betreuen – oder solche, die als besessen galten und am Rand der Gemeinde lebten. Hilarius bewies brillante Psychologie: Er erkannte, dass ein angesehenes Amt Martin in die Flucht schlagen würde, er die unterste Stufe der Kirche aber niemals ablehnen würde, aus Angst, hochmütig zu wirken!

KAPITEL VI

Die Begegnung mit dem Teufel auf der Straße, die öffentliche Auspeitschung und das Gift auf der Insel Gallinara

Als er seinen Weg fortsetzte und Mailand hinter sich gelassen hatte, erschien ihm auf der Straße der Teufel in Menschengestalt und fragte ihn, wohin er gehe. Als Martin antwortete, er gehe dorthin, wohin der Herr ihn rufe, warnte ihn der Teufel: „Wohin du auch gehst und was du

auch versuchst, der Teufel wird sich dir immer in den Weg stellen!“ Martin antwortete ihm sofort mit dem Psalmvers: *„Der Herr ist bei mir, ich fürchte mich nicht. Was können Menschen mir antun?“* Und im selben Augenblick verschwand der Feind vor seinen Augen.

Als er endlich seine Heimat erreicht hatte, gelang ihm ein Teil dessen, wonach er sich so sehr sehnte: Er brachte seine Mutter dazu, das Heidentum zu verlassen und den Glauben anzunehmen, während sein Vater sich hartnäckig weigerte, sein Leben zu ändern. Unterwegs jedoch führte Martins Beispiel viele andere Menschen zur Bekehrung.

Damals hatte sich die arianische Irrlehre im ganzen Reich ausgebreitet und herrschte vor allem in der Region Illyricum vor. Fast allein trat Martin mit enormem Mut den örtlichen Bischöfen entgegen, die diese Lehre verteidigten. Für diese Offenheit bezahlte er teuer: Er wurde hart verfolgt, auf dem öffentlichen Platz mit Ruten geschlagen und schließlich aus der Stadt gejagt. Daraufhin kehrte er nach Italien zurück, doch als er erfuhr, dass die Kirche auch in Gallien große Schwierigkeiten durchmachte, weil es den Häretikern gelungen war, den heiligen Hilarius in die Verbannung zu schicken, beschloss er, in Mailand ein kleines Kloster einzurichten. Selbst dort fand er keine Ruhe: Auxentius, der oberste Anführer der Arianer in der Stadt, entfesselte eine erbitterte Verfolgung gegen ihn und warf ihn, nachdem er ihn allen möglichen Beleidigungen und Misshandlungen ausgesetzt hatte, aus Mailand hinaus.

Weil er es für klüger hielt abzuwarten, bis der Sturm vorüber war, zog sich Martin in Begleitung eines sehr tugendhaften Priesters auf eine kleine Insel namens Gallinara zurück. Dort lebte er eine Zeit lang und ernährte sich nur von Wurzeln und Wildkräutern. Eines Tages aß er, ohne es zu merken, Nieswurz, eine sehr giftige Pflanze. Als er spürte, wie sich das Gift in seinem Körper ausbreitete, und begriff, dass er an der Schwelle des Todes stand, begann er mit aller Kraft zu beten: Die

Gefahr ging vorüber, und die Schmerzen verschwanden vollständig. Kurz darauf erfuhr er, dass der Kaiser seine frühere Entscheidung bereut und dem heiligen Hilarius erlaubt hatte, aus der Verbannung zurückzukehren; Martin brach sofort nach Rom auf, in der Hoffnung, ihn auf seiner Heimreise abzupassen.

> **Kontext des Erzählers: Die arianische Krise und Martins einsame Insel**
>
> Um zu verstehen, warum Martin **auf dem öffentlichen Platz ausgepeitscht** wurde – auf dem Balkan (in der Provinz *Illyricum*, die Pannonien und einen Teil des heutigen Kroatien und Serbien umfasste) – und aus **Mailand** vertrieben wurde, müssen wir auf den größten religiösen Streit des 4. Jahrhunderts blicken: den **Arianismus**.
>
> Arius, ein Priester aus Alexandria, lehrte, Jesus Christus sei nicht ewiger Gott, dem Vater gleich, sondern vielmehr das erste und vollkommenste Geschöpf, das Gott geschaffen habe. Obwohl das Konzil von Nicäa (325) diese Vorstellung verurteilt hatte, stellte sich Kaiser **Constantius II.** auf die Seite der arianischen Bischöfe: Er schickte die Bischöfe, die Nicäa treu blieben, in die Verbannung (etwa den heiligen Hilarius von Poitiers, der 356 in die heutige Türkei verbannt wurde) und übergab wichtige Bischofssitze, wie die kaiserliche Residenzstadt Mailand, an arianische Bischöfe wie **Auxentius**.
>
> Da in den von den Arianern beherrschten Städten kein Platz für ihn war, suchte Martin Zuflucht auf der **Insel Gallinara** (*Isola Gallinara*), einem kleinen Felseneiland vor der Küste Liguriens (bei Albenga in Norditalien). Dort lebte er als Einsiedler und aß wilde Wurzeln – bis zu dem Tag, an dem er eine Wurzel mit **Nieswurz** verwechselte, einer Giftpflanze, die einen Herzstillstand auslösen kann.

KAPITEL VII

Das Kloster Ligugé und das erste Wunder: Der Katechumene, der ins Leben

zurückkehrte

Da Hilarius schon durch Rom gekommen war, als er dort eintraf, folgte Martin seinen Spuren bis nach Poitiers. Hilarius empfing ihn mit unermesslicher Freude, und kurz darauf gründete Martin am Rand der Stadt ein kleines Kloster. Bald schloss sich ihm ein junger Katechumene an, der lernen wollte, unter der Führung eines so bewunderten Lehrers zu leben; doch nach wenigen Tagen wurde der junge Mann von einem heftigen Fieber aufs Lager geworfen.

Unglücklicherweise hatte Martin verreisen müssen und war drei Tage lang fort. Als er zurückkam, fand er ihn bereits tot: Die Krankheit war so plötzlich gekommen, dass der junge Mann gestorben war, ohne dass auch nur Zeit geblieben wäre, ihn zu taufen. Der Leichnam war in der Mitte des Raumes aufgebahrt, umgeben von den weinenden Mönchen, die das Begräbnis vorbereiteten, als Martin bitterlich weinend hereingelaufen kam.

Von einer tiefen inneren Eingebung geleitet, bat er alle, die kleine Zelle zu verlassen, in der der Tote lag, verriegelte die Tür von innen und streckte sich über dem leblosen Bruder aus. So blieb er eine Weile in inständigem Gebet, bis er in der Tiefe seiner Seele spürte, dass die Kraft Gottes am Werk war. Dann richtete er sich ein wenig auf und hielt den Blick fest auf das Gesicht des jungen Mannes gerichtet, voller Vertrauen auf die Frucht seines Gebets und der Barmherzigkeit des Herrn wartend. Es waren noch keine zwei Stunden vergangen, da sah er, wie der ganze Körper sich ganz langsam zu regen begann und die Augenlider zitterten und sich wieder dem Licht öffneten. Tief bewegt brach Martin in so lauten Dank an Gott aus, dass die Freudenrufe die ganze Zelle erfüllten. Als die Mönche, die draußen vor der Tür warteten, das hörten, stürzten sie sofort herein – und waren sprachlos, den lebendig zu sehen, den sie tot zurückgelassen hatten!



Im Kloster Ligugé – dem ältesten Europas – öffnet der junge Katechumene, der ungetauft gestorben war, nach zwei Stunden inständigen Gebets von Martin die Augen und kehrt zum Staunen der Mönche ins Leben zurück.

Ins Leben zurückgekehrt, wurde der junge Mann sogleich getauft und lebte noch viele Jahre; er wurde bei uns der erste lebende Zeuge für Martins Wunder. Er selbst pflegte zu erzählen, was ihm widerfahren war, nachdem er seinen Körper verlassen hatte: Er sei vor den höchsten Richter geführt worden und habe, da er noch nicht getauft war, eben das harte Urteil gehört, das ihn an einen düsteren Ort inmitten einer namenlosen Menge verwies. In diesem Augenblick jedoch hätten zwei Engel dem Richter mitgeteilt, dies sei genau der junge Mann, für den Martin bete. Auf Befehl des Richters hätten dieselben Engel ihn zurückgebracht, Martin übergeben und ihm das Leben wiedergeschenkt. Von diesem Tag an verbreitete sich Martins Ruf überall: Der Mann, den schon alle für heilig hielten, wurde nun auch für die Kraft seiner Wundertaten bewundert und mit den Aposteln selbst verglichen.

🎙️ Kontext des Erzählers: Das älteste Kloster Europas und ein Nahtodbericht aus dem 4. Jahrhundert

Die kleine Gemeinschaft, die Martin um **361** bei Poitiers gründete, ist **Ligugé** – nach Ansicht der Historiker **das älteste Kloster Westeuropas**, gegründet mehr als anderthalb Jahrhunderte vor dem heiligen Benedikt!

Achte in dieser Episode auf zwei kuriose Details:

1. **Die Geste der alten Propheten:** Wenn Martin die Tür des Raumes schließt und sich auf den toten jungen Mann legt, wiederholt er genau die Geste der Propheten Elija (1 Könige 17,21) und Elischa (2 Könige 4,34) im Alten Testament.

2. **Die Angst, ungetauft zu sterben:** Warum sagt der junge Mann, er sei im Begriff gewesen, an einen „düsteren Ort" (*obscuris locis*) geschickt zu werden? Für die Christen des 4. Jahrhunderts bedeutete es, noch als Katechumene, vor der Taufe, zu sterben, dass der Seele der volle Eintritt ins Licht verwehrt blieb – und diese Schilderung ist zugleich einer der ältesten Berichte der westlichen Literatur über das, was wir heute eine Nahtoderfahrung nennen würden.

KAPITEL VIII

Der junge Sklave des Lupicinus wird vom Tod gerettet

Wenig später, als er durch die Ländereien des Lupicinus kam, eines sehr bedeutenden und gesellschaftlich hochgestellten Mannes, hörte Martin in der Ferne die Schreie und das verzweifelte Weinen einer Menschenmenge. Besorgt ging er zum Haus hinauf, um zu fragen, was geschehen sei, und erfuhr, dass sich ein junger Sklave des Gutes gerade erhängt und sich so das Leben genommen hatte.

Sobald er das erfuhr, betrat Martin die kleine Kammer, in die man den Leichnam gelegt hatte, bat alle hinauszugehen, streckte sich über dem jungen Mann aus und verharrte eine Weile im Gebet. Kurz darauf

kehrte die Farbe in die Wangen des jungen Mannes zurück, und seine schon erloschenen Augen bekamen ihren Glanz wieder und richteten sich auf Martins Gesicht. Mit langsamer Anstrengung versuchte der junge Mann, sich aufzurichten, ergriff Martins rechte Hand, stellte sich auf die Füße und ging auf eigenen Beinen, Hand in Hand mit ihm, bis in den Eingangshof hinaus, vor den ungläubigen Augen all dieser Leute.

> **Kontext des Erzählers: Mitgefühl mit den Schwächsten auf den großen römischen Landgütern**
>
> Lupicinus war das, was die Römer einen *vir honoratus* nannten – ein Großgrundbesitzer der senatorischen Aristokratie, Herr eines riesigen Landguts (*villa*), auf dem Dutzende oder Hunderte von Sklaven arbeiteten (die *familia* im römischen Sinn des Wortes).
>
> Was dieses kurze Kapitel so berührend macht, ist Martins Reaktion auf den Suizid eines armen Sklaven (*servulus*). Während die Gesetze der Kirche in den folgenden Jahrhunderten den Suizid mit enormer Strenge verurteilen und sogar das christliche Begräbnis verbieten sollten, hält Martin keine Predigt und scheut sich nicht, einen jungen Mann zu berühren, der sein Leben aus Verzweiflung beendet hat: Er geht in seine Kammer, betet über seinem Körper und führt den jungen Mann an der Hand hinaus in den Hof, vor den Augen des Herrn und aller Diener des Hauses.

KAPITEL IX

Die „Entführung“, um ihn zum Bischof von Tours zu machen, und die Blamage des Bischofs Defensor

Etwa um diese Zeit begann das Kirchenvolk von Tours, sich Martin als Bischof zu wünschen. Da man wusste, dass es alles andere als leicht sein würde, ihn aus seinem Kloster herauszubekommen, dachte sich ein Einwohner von Tours namens Ruricius eine List aus: Er gab vor, seine

Frau liege im Sterben, warf sich Martin zu Füßen und flehte so inständig, dass er ihn überredete, mit ihm zu kommen. Entlang des Weges standen wie verabredet schon mehrere Gruppen von Bürgern bereit; sie umringten ihn auf der Straße und brachten ihn, fast wie unter Bewachung, nach Tours.

Dort erwartete ihn eine beeindruckende Menschenmenge, die nicht nur aus Tours, sondern auch aus den Nachbarstädten gekommen war, um über die Wahl des neuen Bischofs abzustimmen. Im Volk gab es keine zwei Meinungen: Alle wollten dasselbe und sagten wie aus einem Mund, niemand verdiene es mehr als Martin, Bischof zu sein, und glücklich sei das Bistum, das einen solchen Mann an seiner Spitze habe. Es gab allerdings eine kleine Gruppe von Gegnern – darunter einige der Bischöfe, die zur Weihezeremonie in die Stadt gerufen worden waren –, die die Wahl um jeden Preis zu verhindern suchten. Sie sagten offen, Martin sei nichts als eine Gestalt ohne jedes Ansehen, er habe nicht das Aussehen eines Bischofs, laufe schlecht gekleidet herum, mit schmutzigen Kleidern und ungepflegtem Haar. Doch das Volk, das weit mehr gesunden Menschenverstand hatte als sie, lachte über den Starrsinn dieser Kirchenmänner, die einen so bewundernswerten Mann herabsetzen wollten und damit nur sein Lob sangen. Am Ende blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihn zu weihen, gedrängt vom Willen des Volkes und vom Plan Gottes.

Es heißt, unter den anwesenden Bischöfen habe einer am heftigsten gegen Martin gekämpft, der ausgerechnet Defensor hieß – und dass er noch am selben Tag öffentlich bloßgestellt wurde, durch etwas, das alle als prophetisches Zeichen ansahen. Es traf sich nämlich, dass der Lektor, der bei der Feier aus der Heiligen Schrift vorlesen sollte, sich keinen Weg durch die Menge bahnen konnte und draußen feststeckte. Während die Priester am Altar warteten, aufgeregt und ratlos, nahm einer der Anwesenden das Buch der Psalmen, schlug es aufs Geratewohl auf und begann, den ersten Vers laut vorzulesen, der ihm ins Auge fiel.

Und der Psalm lautete so: *„Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge hast du dir vollkommenes Lob bereitet gegen deine Widersacher, um den Feind und den Verteidiger zu vernichten.“*

Kaum waren diese Worte in der Kirche verklungen, brach das ganze Volk in ein gewaltiges Geschrei aus, und die Gegner standen völlig entwaffnet und beschämt da. Niemand zweifelte daran, dass dieser Psalm durch Gottes Willen aufgeschlagen worden war, damit Bischof Defensor auf der Stelle die Verurteilung seiner Intrige zu hören bekam: Durch die Stimme einfacher Leute wurde Gottes Lob in Martin bestätigt, und zugleich fiel dem Widersacher die Maske herunter.

Kontext des Erzählers: Volkswahlen in der Kirche, Bischöfe aus der feinen Gesellschaft und das Wortspiel mit „Defensor“

Wir schreiben den **4. Juli 371**, den Tag, an dem Martin zum Bischof von Tours (*Caesarodunum Turonum*) geweiht wurde. Diese Episode zeichnet ein perfektes Bild von drei sehr lebendigen Seiten der Kirche des 4. Jahrhunderts:

1. **Wie ein Bischof gewählt wurde:** In der Antike wurden Bischöfe nicht aus der Ferne von Rom ernannt; sie wurden von den Christen der Stadt direkt in offener Versammlung gewählt (*ad suffragia ferenda*), zusammen mit den örtlichen Priestern und den Bischöfen der Nachbarbistümer. Wenn ein beim Volk sehr beliebter Mönch das Amt nicht annehmen wollte, griffen die Einwohner manchmal zu einer „freundschaftlichen Entführung“ – genau wie Ruricius!

2. **Der Zusammenstoß zwischen den feinen Bischöfen und dem ungepflegten Mönch:** Warum rümpften die anderen Bischöfe die Nase über Martins abgetragene Kleidung und sein langes, zerzaustes Haar? Weil es in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts bereits eine Stellung von großem gesellschaftlichem Ansehen war, Bischof einer römischen Stadt zu sein – eine Stellung, die vor allem ehemalige Senatoren, hohe Beamte und Großgrundbesitzer innehatten, gewöhnt an makellose Tuniken und die guten Manieren der Aristokratie. Das Auftreten eines armen Einsiedlers mit ungeschnittenem Bart und Haar verstieß gegen sämtliche Benimmregeln dieser Kreise.

3. **Der explosive Zufall von Psalm 8,3:** Warum schlug diese Lesung derart ein? In heutigen Bibelübersetzungen lautet der Vers *„um zum Einhalten zu zwingen Feind und Rächer“*. In der *Vetus Latina* jedoch – der alten lateinischen Übersetzung, die zu Martins Zeit in Gallien benutzt wurde – stand für „Rächer“ wörtlich **defensorem** (*„ut destruas inimicum et defensorem“*)! Da der Anführer des Widerstands gegen Martin **Defensor** hieß, klang es für alle wie eine direkte Antwort Gottes, die Ross und Reiter nennt, als jemand aufs Geratewohl vorlas: *„um den Feind und den Defensor zu vernichten“*!

KAPITEL X

Der Bischof, der in einer Holzhütte wohnte: Die Gründung von Marmoutier

Als er Bischof geworden war, zeigte Martin eine Seelengröße, für die ich kaum Worte finde. Er blieb genau derselbe Mensch, der er immer gewesen war: dieselbe Demut des Herzens, dieselbe Armut in der Kleidung. Voller natürlicher Autorität und Anmut erfüllte er die Aufgaben eines Bischofs ganz und gar, ohne je das einfache, strenge Leben eines Mönchs aufzugeben.

In der ersten Zeit wohnte er noch in einem kleinen Raum, der an die Kirche der Stadt angebaut war. Da er aber den ständigen Strom von Menschen, die an seine Tür klopften, nicht ertrug, beschloss er, etwa drei Kilometer von Tours entfernt ein Kloster zu gründen. Der Ort war so still und verborgen, dass er wie die Wüste selbst wirkte: Auf der einen Seite erhob sich die steile Wand einer Felsklippe; auf der anderen umschloss die Loire die kleine Ebene in einem sanften Bogen. Es gab nur einen einzigen Pfad dorthin, und selbst der war sehr schmal.



Die Abtei Marmoutier am Rand von Tours: Zwischen dem von Höhlen durchzogenen Kalksteinhang und der Schleife der Loire widmen sich die jüngsten Schüler dem Abschreiben von Handschriften.

Martin baute sich eine einfache Hütte aus Holz und geflochtenen Zweigen, und mehrere Mönche taten es ihm gleich; die meisten aber gruben sich ihre Behausung direkt in den weichen Fels des Hangs. Dort lebten achtzig Schüler, die alle entschlossen waren, dem Beispiel ihres Meisters zu folgen. Niemand besaß etwas; alles gehörte allen, und es war verboten, irgendetwas zu kaufen oder zu verkaufen – anders als es viele andere Mönche bereits taten.

Niemand übte dort ein Handwerk aus, mit einer einzigen Ausnahme: dem Abschreiben von Büchern – eine Aufgabe, die den Jüngsten übertragen wurde, damit sich die Älteren ganz dem Gebet widmen konnten. Kaum jemand verließ seine Zelle, außer zur Stunde des gemeinsamen Gebets. Alle nahmen am Ende des Tages, wenn das Fasten vorbei war, eine einzige gemeinsame Mahlzeit ein, und niemand trank Wein, es sei denn, er war krank und brauchte ihn als Medizin. Fast alle trugen raue Gewänder aus Kamelhaar; weiche Stoffe zu tragen galt dort als schweres Vergehen – was umso beeindruckender ist, wenn

man bedenkt, dass viele dieser Mönche aus vornehmen Familien stammten, im Wohlstand aufgewachsen waren und dieses harte und demütige Leben aus freien Stücken wählten. Später sahen wir mehrere von ihnen Bischof werden; welche Stadt oder welches Bistum träumte schließlich nicht davon, einen Priester an der Spitze zu haben, der in Martins Kloster ausgebildet worden war?

> **Kontext des Erzählers: Die Höhlen an der Loire und die Wiege der mittelalterlichen Kopisten**
>
> Der Zufluchtsort, den Martin zwei römische Meilen (etwa 3 Kilometer) von Tours entfernt schuf, eingezwängt zwischen dem Kalksteinhang und der Loire (*Liger*), sollte die berühmte Abtei **Marmoutier** (*Maius Monasterium*) werden. Das Gestein an diesem Ufer der Loire ist *tuffeau*, ein weißer, leicht zu bearbeitender Kalkstein, in dem du noch heute die Höhlen besichtigen kannst, die Martins Mönche gegraben haben!
>
> In diesem Kapitel stecken zwei Details mit enormer Wirkung auf die europäische Geschichte:
>
> 1. **Ausschließliche Hingabe an das Abschreiben von Büchern (*scriptores*):** Während die Mönche der ägyptischen Wüsten Körbe oder Seile flochten, um ihr Brot zu verdienen, schuf Martin in Marmoutier eine Regel, die im Westen neu war: Die einzige Handarbeit des Klosters war das **Abschreiben von Büchern von Hand**. Indem er die jüngsten Mönche Handschriften kopieren ließ, legte Martin den Keim für die späteren mittelalterlichen *scriptoria*, die während des Untergangs des Römischen Reiches einen großen Teil der antiken und christlichen Kultur retten sollten.
>
> 2. **Eine Pflanzschule neuer Bischöfe:** Indem Marmoutier junge Männer der römischen Aristokratie (*nobiles*) für ein Leben ohne Besitz gewann, das dem Studium der Heiligen Schrift gewidmet war, wurde es zu einer echten geistlichen Schule, aus der viele der Bischöfe hervorgingen, die die Kirche in Gallien erneuerten.

KAPITEL XI

Der falsche Märtyrer wird entlarvt: Der Geist des Verbrechers neben dem Altar

Wenden wir uns nun anderen bewundernswerten Dingen zu, die Martin als Bischof getan hat. Nicht weit von der Stadt, ganz in der Nähe des Klosters, gab es ein Grab, an dem das Volk zu beten pflegte, überzeugt, dass dort christliche Märtyrer begraben seien – so sehr, dass frühere Bischöfe an dieser Stelle sogar einen Altar hatten errichten lassen.

Martin aber war kein Mann, der halb erzählten Geschichten leichtfertig Glauben schenkte. Er begann, die ältesten Priester und Kleriker des Bistums zu fragen, wer dieser Märtyrer eigentlich gewesen und wann er gestorben sei, und gab zu, dass es ihm sehr schwerfalle, einen Kult anzuerkennen, über den die Alten keine einzige verlässliche Nachricht hinterlassen hatten. Eine Zeit lang vermied er es sogar, den Ort zu betreten: Da er keine Gewissheit hatte, wollte er den guten Glauben der Leute nicht verletzen, weigerte sich aber auch, durch seine Anwesenheit einer Verehrung amtliche Deckung zu geben, die vielleicht nichts weiter war als Aberglaube. Bis er eines Tages beschloss, an den Ort zu gehen, nur von einigen Mönchen begleitet.

Er blieb vor dem Grab stehen und betete zu Gott, Er möge ihm zeigen, wer dort begraben sei und was für ein Leben er geführt habe. Kaum hatte er den Kopf nach links gewandt, sah er direkt neben sich eine dunkle Gestalt von wildem Aussehen stehen. Martin befahl ihr zu sagen, wie sie heiße und was sie im Leben getan habe. Der Geist nannte seinen Namen und gestand alles: Er sei ein Straßenräuber gewesen, hingerichtet für die Verbrechen, die er begangen hatte, und werde nur durch einen schlichten Irrtum des unwissenden Volkes verehrt; mit den Märtyrern habe er rein gar nichts zu tun, denn während sie in der Herrlichkeit Gottes seien, verbüße er dort seine Strafe. Das

Erstaunlichste ist, dass die Mönche, die Martin begleiteten, die antwortende Stimme ganz deutlich hören konnten, obwohl sie niemanden sahen.

Martin erzählte ihnen dann, was er gerade gesehen hatte, und ordnete an, den Altar sofort von diesem Ort zu entfernen. So befreite er die Bevölkerung davon, sich von dieser falschen Verehrung noch länger täuschen zu lassen.

> **Kontext des Erzählers: Martins kritischer Geist und das Reliquienfieber des 4. Jahrhunderts**
>
> Am Ende des 4. Jahrhunderts nahm die Verehrung der Märtyrer im ganzen Römischen Reich sprunghaft zu: Jede Stadt wollte das Grab eines Helden der alten Verfolgungen besitzen, und es brauchte nur irgendwo am Straßenrand ein altes Grab aufzutauchen, schon begann das Volk, dorthin zu pilgern.
>
> Martins Haltung ist für die damalige Zeit erstaunlich klarsichtig: Statt ein Auge zuzudrücken, weil es „dem Glauben des Volkes guttut", verhält er sich wie ein anspruchsvoller Ermittler. Er befragt die ältesten Priester, sucht nach historischen Aufzeichnungen – dem Namen des Märtyrers und dem Datum des Martyriums (*acta martyrum*) – und weigert sich, einen Kult ohne Belege zu bestätigen. Beachte auch ein symbolisches Detail, das für die antike Welt typisch ist: Der Schatten des Verbrechers erscheint **auf der linken Seite** (*ad laevam* – lateinisch *sinistra*), der Seite, die sowohl in der römischen Kultur als auch im Matthäusevangelium (25,33) mit der Verdammnis verbunden wurde.

KAPITEL XII

Der heidnische Leichenzug, der mitten auf dem Feld erstarrte

Einige Zeit später begegnete Martin auf einer seiner Reisen über Land in der Ferne dem Leichenzug eines Heiden, der, von abergläubischen Ritualen begleitet, zum Begräbnis unterwegs war. Da die Leute noch

mehr als siebenhundert Meter entfernt waren, blieb Martin stehen, um herauszufinden, was das für eine Ansammlung war; aus der Ferne konnte er nicht klar erkennen, was dort vor sich ging.

Er sah jedoch, dass es eine große Gruppe von Bauern war, und bemerkte einige weiße Leinentücher, die über dem, was sie auf den Schultern trugen, im Wind flatterten. Sofort war er überzeugt, dass sie eine heidnische Prozession abhielten, denn die Landbevölkerung Galliens hatte den alten Brauch, die Standbilder ihrer Götter, mit weißen Tüchern bedeckt, über die Felder zu tragen.

Da hob Martin die Hand, machte das Kreuzzeichen in ihre Richtung und befahl ihnen, stehen zu bleiben, wo sie waren, und abzusetzen, was sie trugen. Was dann geschah, war außergewöhnlich: Zuerst blieben all diese Männer wie angewurzelt stehen, reglos wie Steinstatuen; dann konnten sie, so sehr sie sich auch anstrengten weiterzugehen, keinen einzigen Schritt vorwärts tun und begannen, sich auf völlig lächerliche Weise auf der Stelle im Kreis zu drehen, bis ihnen vor Erschöpfung nichts anderes übrig blieb, als den Leichnam auf den Boden zu legen. Verwirrt sahen sie einander schweigend an und verstanden nicht, was mit ihnen geschah.

Inzwischen sah Martin die Szene aus größerer Nähe und erkannte, dass es nur ein Leichenzug war und keine Götzenprozession. Er hob wieder die Hand und gab sie frei, sodass sie den Toten aufnehmen und ihres Weges ziehen konnten. Und so ließ er sie anhalten, wann er wollte; und als er es für richtig hielt, ließ er sie in Frieden gehen.

> **Kontext des Erzählers: Woher das Wort „pagan“ kommt und die bäuerlichen Flurprozessionen Galliens**
>
> Diese Episode – fast komisch mit ihrem Bild der Männer, die sich im Kreis drehen und nicht von der Stelle kommen – hilft, den Ursprung des Wortes **pagan** zu erklären, das im Deutschen als Fremdwort für „heidnisch“ gebraucht

wird und in vielen europäischen Sprachen das übliche Wort für „Heide“ geliefert hat!

Im Lateinischen hieß ein Dorf oder ein ländlicher Bezirk *pagus*, und wer dort wohnte, war ein *paganus* – der Landbewohner, der Dörfler (den Sulpicius auch *rusticus* nennt). Während sich das Christentum in den römischen Städten (*civitates*) schnell ausbreitete, hielten die Bauern in den ländlichen Gebieten Galliens noch lange an den alten keltisch-römischen Ritualen fest. Eines der beliebtesten fand im Frühling statt (ähnlich dem römischen Fest der *Ambarvalia* und dem Kult der Kybele oder der alten keltischen Muttergöttinnen): Man trug Götterbilder, mit weißen Leinentüchern bedeckt, in einer Prozession um die Kornfelder, um gute Ernten zu erbitten. Aus einer Entfernung von 500 römischen Schritten (etwa 740 Metern) hielt Martin das Leichentuch für die Schleier einer dieser Flurprozessionen – aber sobald er sah, dass es nur Dorfleute waren, die einen Toten begraben wollten, ließ er sie ihr Leben weiterleben.

KAPITEL XIII

Die Herausforderung der heiligen Kiefer: Gefesselt unter dem fallenden Baum

Ein anderes Mal, in einem Dorf, in dem er gerade einen uralten heidnischen Tempel niedergerissen hatte, schickte sich Martin an, auch eine große Kiefer fällen zu lassen, die direkt neben dem Heiligtum stand. Diesmal aber traten ihm der örtliche heidnische Priester und alle Einwohner entgegen, um ihn daran zu hindern. So unglaublich es klingt: Dieselben Leute, die durch Gottes Willen ruhig zugesehen hatten, wie der steinerne Tempel abgerissen wurde, wollten auf keinen Fall zulassen, dass der Baum angerührt wurde.

Martin versuchte geduldig, ihnen zu erklären, dass an einem Holzstamm nichts Göttliches sei: Sie sollten lieber den wahren Gott anbeten, dem er diene, denn dieser Baum müsse fallen, weil er einem

falschen Geist geweiht sei. Bis einer der Dorfbewohner, dreister als die anderen, eine Herausforderung aussprach: „Wenn du so viel Vertrauen in diesen Gott hast, dem du angeblich dienst, dann lass uns einen Handel schließen: Wir fällen den Baum selbst, aber du stellst dich darunter und fängst ihn auf, wenn er fällt! Wenn dein Herr wirklich mit dir ist, kommst du lebend davon!“

Ohne mit der Wimper zu zucken und voller Gottvertrauen ging Martin auf den Handel ein. Als die Heiden das hörten, waren sie alle sofort einverstanden: Für sie war es den Verlust ihres heiligen Baumes durchaus wert, wenn er dafür im Fallen den Mann erschlug, der umherzog und ihre Heiligtümer zerstörte.

Da die Kiefer ohnehin schon stark nach einer Seite geneigt wuchs, hatte niemand den geringsten Zweifel, an welcher Stelle genau sie niedergehen würde. Die Dorfbewohner fesselten Martin also und stellten ihn genau an den Punkt, den sie auswählten, direkt unter die Neigung des Stammes. Dann griffen sie zu ihren Äxten und begannen, voller Begeisterung und Genugtuung, die Kiefer selbst zu fällen. Ringsum versammelte sich ein Meer von Menschen, um aus der Ferne zuzusehen, mit angehaltenem Atem. Nach und nach begann die riesige Kiefer zu schwanken und zu knacken, kurz davor, umzustürzen. Weit weg wurden die Mönche, die Martin begleiteten, kreidebleich: Starr vor Schrecken angesichts der drohenden Gefahr verloren sie alle Hoffnung und sogar ihren Glauben, überzeugt, dass sie gleich mit ansehen würden, wie Martin dort zu Tode gequetscht wurde.

Er aber blieb völlig gelassen, ganz in die Hände des Herrn gegeben. Und als der Stamm mit einem Krachen brach und endlich direkt auf ihn zuzustürzen begann, im Begriff, ihn zu zermalmen, hob Martin die Hand und zeichnete das Kreuzzeichen in die Luft. Im selben Augenblick – als hätte sie ein wütender Windstoß frontal getroffen – schwang die Kiefer zurück und fiel auf die entgegengesetzte Seite, wobei sie beinahe

die Bauern unter sich begrub, die sich an die Stelle gestellt hatten, die sie für die sicherste hielten!



Von den heidnischen Dorfbewohnern genau an der Stelle gefesselt, auf die die riesige heilige Kiefer fallen sollte, hebt Martin die Hand zum Kreuzzeichen und lässt den Baum in die andere Richtung stürzen.

Sofort erhob sich ein gewaltiges Geschrei: Die Heiden konnten nicht glauben, was sie gerade gesehen hatten, die Mönche brachen in Freudentränen aus, und alle priesen wie aus einem Mund den Namen Christi. An diesem Tag wurde offenkundig, dass der Glaube dieses Land gewonnen hatte: In der ganzen Menge gab es kaum einen einzigen Heiden, der nicht kam und Martin bat, ihm die Hände aufzulegen, damit er Katechumene werde, und der nicht den alten Glauben hinter sich ließ, um dem Herrn Jesus zu folgen. Tatsächlich war in dieser Gegend, bevor Martin dorthin kam, fast niemand Christ; aber die Wirkung seiner Wunder und seines Beispiels war so groß, dass es dort heute kein Dorf mehr gibt ohne Kirchen voller Menschen oder ohne Klöster. Denn wann immer er ein heidnisches Heiligtum niederriss,

legte Martin Wert darauf, an derselben Stelle sofort eine Kirche oder ein kleines Kloster zu bauen.

> **Kontext des Erzählers: Warum verteidigten die Gallier eine Kiefer mehr als einen Tempel aus Stein?**
>
> Ist dir gleich am Anfang dieses Kapitels ein kurioses Detail aufgefallen? Die Dorfbevölkerung ließ den steinernen Tempel abreißen, ohne zu reagieren, aber als Martin die **Kiefer** fällen wollte, hätten sie ihn beinahe umgebracht! Warum?
>
> Die Erklärung liegt in der alten Religion der Kelten (der Gallier): Vor der Ankunft der Römer beteten die Kelten nicht in geschlossenen Gebäuden; für sie lag die wahre Wohnung der Götter in jahrhundertealten Bäumen und heiligen Hainen (*nemora*). Der steinerne Tempel war nicht mehr als eine Mode, die die Römer mitgebracht hatten, aber diese alte Kiefer war die religiöse Seele des Dorfes!
>
> Beachte auch die entwaffnende Ehrlichkeit des Sulpicius Severus, der die Panik von Martins eigenen Mönchen nicht verschweigt, die in der Ferne zittern und „alle Hoffnung und sogar ihren Glauben" verloren haben. Und achte auf den letzten Satz des Kapitels: Diese Gewohnheit Martins, genau an der Stelle der alten Heiligtümer und heiligen Bäume eine Kapelle oder ein Kloster zu errichten, stand am Ursprung des Netzes ländlicher Pfarreien in ganz Europa!

KAPITEL XIV

Das Feuer, das gegen den Wind zurückwich, und die zwei bewaffneten Engel in Levroux

Etwa zur selben Zeit stand Martin in einem ähnlichen Fall im Mittelpunkt eines weiteren aufsehenerregenden Ereignisses. In einem Dorf, in dem er ein uraltes und berühmtes heidnisches Heiligtum in Brand gesteckt hatte, begann der Wind, die Flammen geradewegs auf ein Nachbarhaus zuzutreiben, das unmittelbar an den Tempel grenzte.

Sobald er die Gefahr sah, kletterte Martin im Laufschritt auf das Dach des Hauses und stellte sich direkt vor die herannahenden Flammen. Was dann geschah, ließ alle mit offenem Mund dastehen: Man sah, wie sich das Feuer zurückbog, gegen die Richtung des Windes, als kämpften die Naturgewalten miteinander! So verzehrte der Brand dank Martins Eingreifen nur das, was brennen sollte, und ließ das Haus unversehrt.

An einem anderen Ort namens Levroux versuchte Martin ebenfalls, einen großen Tempel niederzureißen, der sehr reich war und von enormer heidnischer Verehrung umgeben, doch eine wütende Menge rottete sich gegen ihn zusammen und vertrieb ihn mit Beschimpfungen und Schlägen. Martin zog sich daraufhin an einen Ort in der Nähe zurück und verbrachte drei ganze Tage in einem rauen Bußgewand und mit Asche bedeckt, ohne zu essen und unablässig betend; er bat Gott, dass, da Menschenhände dieses Heiligtum nicht hatten niederreißen können, die göttliche Macht selbst es tun möge.

Am Ende dieser drei Tage erschienen ihm plötzlich zwei Engel mit Lanze und Schild in der Hand, wie Soldaten des himmlischen Heeres. Sie sagten ihm, der Herr habe sie gesandt, um die Menge in die Flucht zu schlagen und ihn zu beschützen, während der Tempel abgerissen werde: Er könne beruhigt in das Dorf zurückkehren und zu Ende bringen, was er begonnen habe, denn niemand werde ihm ein Haar krümmen.

Martin kehrte sofort nach Levroux zurück und machte vor den Augen der gesamten heidnischen Bevölkerung – die zusah, völlig unfähig zu reagieren – das Heiligtum bis auf die Grundmauern dem Erdboden gleich und schlug alle Altäre und Standbilder in Stücke. Da sie begriffen, dass nur eine göttliche Macht sie derart gelähmt und mit Furcht erfüllt haben konnte, sodass sie den Bischof nicht aufzuhalten vermochten, bekehrten sich fast alle Einwohner des Ortes zu Jesus Christus und riefen laut, nur der Gott Martins verdiene es, angebetet zu werden, und

diese Götzen, die sich nicht einmal selbst verteidigen könnten, seien nichts wert.

> **Kontext des Erzählers: Die Rettung des Nachbarhauses und das große Heiligtum von Levroux**
>
> Die antike Siedlung *Leprosum* ist heute die Stadt **Levroux** in Zentralfrankreich (in der Region Berry), wo archäologische Ausgrabungen die Existenz eines großen gallorömischen Kultzentrums bestätigt haben.
>
> Es lohnt sich, auf zwei sehr aufschlussreiche Züge in Martins Vorgehen zu achten:
>
> 1. **Den Götzen bekämpfen, die Menschen schützen:** In der ersten Episode riskiert Martin, sobald er sieht, wie der Wind die Flammen des Tempels auf das Stroh- oder Holzdach des Nachbarhauses wirft, seine eigene Haut und steigt auf das brennende Dach, damit der Nachbar nicht obdachlos wird.
>
> 2. **Buße statt Truppen:** Als er aus Levroux hinausgeprügelt wird, geht Martin nicht zu den römischen Behörden und bittet um Soldaten, um das Gesetz mit Gewalt durchzusetzen (wie es mehrere Bischöfe seiner Zeit bereits taten). Er zieht sich lieber zu drei Tagen Fasten zurück, bekleidet mit einem **Büßerhemd** (dem *cilicium*, einem rauen Gewand aus Ziegen- oder Kamelhaar, das auf der bloßen Haut getragen wurde) und mit Asche auf dem Haupt, genau wie es die alten Propheten der Bibel zu tun pflegten.

KAPITEL XV

Der entblößte Nacken vor dem Schwert im Land der Häduer

Ich will auch erzählen, was im Gebiet der Häduer geschah. Während Martin dort einen Tempel niederreißen ließ, stürzte sich eine aufgebrachte Schar heidnischer Bauern auf ihn. Einer von ihnen, hitzköpfiger als die anderen, zog sein Schwert und ging geradewegs auf Martin los, um ihn zu töten. Ohne einen Schritt zurückzuweichen, warf

Martin seinen Mantel von den Schultern zurück und bot ihm den entblößten Nacken dar. Der Mann zögerte nicht einmal zuzuschlagen; aber genau in dem Moment, als er den Arm hoch erhob, um das Schwert niedersausen zu lassen, verlor er das Gleichgewicht, fiel rücklings zu Boden und begann, von einem unerklärlichen Schrecken erfüllt, um Vergebung zu flehen.

Ganz ähnlich war ein anderer Fall: Ein Mann versuchte, ihn mit einem großen Messer zu erstechen, während er gerade einige heidnische Standbilder zerschlug, aber in dem Augenblick, als er die Klinge hineinstoßen wollte, flog ihm das Eisen aus den Händen und verschwand spurlos.

Meistens jedoch, wenn die Landbevölkerung ihn daran hindern wollte, ihre Heiligtümer niederzureißen, sprach Martin mit solcher Freundlichkeit und Überzeugungskraft zu ihnen, dass er ihre Herzen entwaffnete – und während er ihnen die Augen für die Wahrheit öffnete, waren es am Ende die Einwohner selbst, die ihre Tempel niederrissen.

> **Kontext des Erzählers: Das Land der Häduer und die Macht des Wortes**
>
> Das Gebiet der **Häduer** (*pagus Aeduorum*) lag im heutigen **Burgund**, rund um die Stadt Autun (das antike *Augustodunum*). Die Häduer waren eines der ältesten und stolzesten gallischen Völker, berühmt seit der Zeit Julius Caesars und mit sehr tiefen druidischen Wurzeln.
>
> Sieh dir den letzten Satz dieses Kapitels genau an, der oft übersehen wird: Sulpicius legt Wert darauf klarzustellen, dass Martin trotz dieser angespannten Momente mit Schwertern und Schlachtmessern (*culter*) *„meistens“* (*plerumque*) den Widerstand der Dörfer nicht mit Gewalt überwand, sondern durch geduldiges Gespräch und Predigt, bis die Bewohner selbst die alten Altäre abbauten.

KAPITEL XVI

Das gelähmte Mädchen, das in Trier mit gesegnetem Öl geheilt wurde

Was die Gabe betrifft, Kranke zu heilen, so hatte sie bei Martin eine so außergewöhnliche Kraft, dass kaum jemand ihn um Hilfe bat, ohne auf der Stelle geheilt fortzugehen – wie der Fall deutlich zeigt, den ich gleich erzähle.

In der Stadt Trier lebte ein Mädchen, das von einer so schweren Lähmung befallen war, dass es schon lange keinen einzigen Muskel seines Körpers mehr bewegte: Es war von Kopf bis Fuß so gut wie tot, und man konnte kaum erkennen, dass es noch atmete. Die ganze Familie hatte sich weinend um das Bett versammelt und wartete nur noch auf das Ende, um sich um das Begräbnis zu kümmern, als die Nachricht durch die Stadt lief, Martin sei gerade in Trier angekommen. Sobald der Vater der jungen Frau davon hörte, rannte er fast atemlos aus dem Haus, um ihn um Hilfe für seine Tochter anzuflehen.

Martin war zu diesem Zeitpunkt schon in die Kirche gegangen. Dort warf sich der alte Vater vor allem Volk und vielen anderen Bischöfen zu Boden, umklammerte seine Knie und flehte ihn unter krampfhaftem Schluchzen an: „Meine Tochter stirbt an einer schrecklichen Krankheit, und – schlimmer noch als der Tod selbst – sie hat nur noch einen Hauch von Atem in einem Körper, der schon tot zu sein scheint! Ich bitte dich bei allem, komm in unser Haus und gib ihr deinen Segen, denn ich glaube ganz fest, dass sie durch deine Hand gesund wird!“

Von einer solchen Bitte in aller Öffentlichkeit aus der Fassung gebracht, versuchte Martin sehr verlegen, sich zu entziehen: Er sagte, das übersteige seine Kräfte bei Weitem, der arme Mann täusche sich in ihm, und er habe keinerlei Verdienst, dass Gott durch ihn ein solches

Wunder wirken sollte. Aber der Vater ließ ihn nicht los, weinte immer heftiger und bestand darauf, dass er komme und seine Tochter sehe, bevor sie sterbe. Schließlich drängten sogar die anderen anwesenden Bischöfe Martin zu gehen, und er begab sich endlich zum Haus des Mädchens. Draußen vor der Tür versammelte sich eine riesige Menge, um zu sehen, was der Mann Gottes tun würde.

Zuerst griff Martin zu seinen bei solchen Gelegenheiten gewohnten Waffen: Er kniete nieder, bis seine Stirn den Boden berührte, und verharrte im Gebet. Dann sah er das Mädchen an und bat um ein wenig Öl; er segnete es und goss ihr einige Tropfen dieser geweihten Flüssigkeit in den Mund – und im selben Augenblick fand sie die Sprache wieder. Dann kehrte nach und nach, während Martin sie berührte, das Leben in ihre Arme und Beine zurück, bis die junge Frau mit festem Schritt vor dem ganzen Volk aufstand.

Kontext des Erzählers: Trier, die Kaiserresidenz, und die Segnung des Öls

Die Geschichte spielt hier in **Trier** (*Augusta Treverorum*, der heutigen deutschen Stadt **Trier**, auch unter ihrem französischen Namen Trèves bekannt). Im 4. Jahrhundert war Trier nicht irgendeine Stadt: Es war die **Hauptstadt des Weströmischen Reiches**, in der der Kaiser lebte und der kaiserliche Hof seinen Sitz hatte. Deshalb sehen wir Martin in der Kirche von „vielen anderen Bischöfen" umgeben, die aus verschiedenen Provinzen gekommen waren, um im Palast die Angelegenheiten ihrer Bistümer zu regeln.

Für alle, die sich mit der Geschichte der christlichen Traditionen beschäftigen, ist diese Episode außerdem ein sehr wertvolles Dokument: Sie ist eines der ältesten Zeugnisse im Westen für die Segnung von Öl (*oleum*) durch einen Bischof zur Heilung Schwerkranker – eine Geste, die vom Jakobusbrief (5,14) inspiriert ist und am Ursprung des heutigen Sakraments der Krankensalbung steht.

KAPITEL XVII

Der ehemalige Prokonsul Tetradius und Martins Finger im Mund eines Besessenen

Etwa zur selben Zeit verfiel ein Sklave des Tetradius, eines ehemaligen Prokonsuls und Mannes von großem politischem Gewicht, in einen heftigen Zustand der Besessenheit, der ihn entsetzlich leiden ließ. Man kam und bat Martin, ihm die Hände aufzulegen und ihn zu heilen, und er ließ ausrichten, man solle den jungen Mann zu ihm bringen. Nur konnte ihn niemand aus dem Raum herausholen, in dem er eingeschlossen war: Er warf sich mit solcher Raserei umher und versuchte jeden zu beißen, der die Tür öffnete, dass sich niemand in seine Nähe wagte.

Da ging Tetradius persönlich hin, warf sich Martin zu Füßen und bat ihn, selbst in sein Haus zu kommen, um dem jungen Mann zu helfen. Martin antwortete, er könne das Haus eines Heiden nicht betreten – denn Tetradius hing damals noch der traditionellen römischen Religion an. Der ehemalige Prokonsul versprach ihm auf der Stelle, er werde selbst Christ werden, wenn der böse Geist diesen Sklaven verlasse. Also ging Martin in das Haus, legte dem jungen Mann die Hand auf den Kopf und befreite ihn sofort von dieser Qual. Als Tetradius das mit eigenen Augen sah, hielt er Wort: Er glaubte an den Herrn Jesus, ließ sich sogleich als Katechumene eintragen, wurde kurz darauf getauft und empfand sein ganzes weiteres Leben lang unermessliche Dankbarkeit und Hochachtung für Martin, in dem er den Urheber seiner Rettung sah.

In denselben Tagen und in derselben Stadt blieb Martin, als er das Haus eines anderen Herrn betreten wollte, direkt an der Tür wie angewurzelt stehen und warnte, er sehe im Innenhof einen abscheulichen Dämon. Kaum hatte er ihm befohlen zu verschwinden, fuhr der Geist in den

Körper eines Dieners, der sich hinten im Haus in der Küche aufhielt. Der arme Mann verlor völlig den Verstand und begann zu schreien, mit den Zähnen zu knirschen und heftig nach jedem zu beißen, der ihm vor die Augen kam. Im ganzen Haus brach Chaos aus: Die anderen Diener gerieten in Panik, und alle flohen auf die Straße.

Martin ging geradewegs auf den Tobenden zu und befahl ihm zuerst, stillzuhalten. Da der Mann weiter mit den Zähnen knirschte und den Mund weit aufriss und drohte, ihn mit seinem Biss zu zerfleischen, steckte Martin ihm die eigenen Finger in den Mund und forderte ihn heraus: „Wenn du so viel Macht hast, dann beiß doch zu!“ Als hätte man ihm ein glühendes Eisen an die Kehle gedrückt, zog der Besessene die Kiefer sofort so weit wie möglich auseinander, um Martins Finger nicht einmal zu streifen. Und da die göttlichen Strafen ihn zwangen, diesen Körper zu verlassen, er aber nicht mehr durch den Mund hinauskonnte, wurde der unreine Geist schließlich in einem heftigen Durchfall ausgestoßen und hinterließ eine widerliche Spur auf dem Boden.

Kontext des Erzählers: Ein hochrangiger römischer Senator und der ungefilterte Realismus der Antike

In diesem Kapitel gibt es zwei sehr kuriose Details:

1. **Tetradius, ein *vir proconsularis*:** „Prokonsularischen“ Rang zu haben bedeutete, zur Spitze des römischen Senats zu gehören und bereits eine große Provinz des Reiches regiert zu haben. Indem Martin sich zunächst weigert, das Haus eines Heiden zu betreten (was an das anfängliche Gespräch Jesu mit der kanaanäischen Frau oder mit dem Hauptmann in den Evangelien erinnert), bringt er diesen stolzen Aristokraten dazu, einen persönlichen Schritt des Glaubens zu tun – und das alles, um einen einfachen Haussklaven zu retten!

2. **Der derbe Realismus des zweiten Exorzismus:** Wer dieses Kapitel heute liest, ist oft überrascht vom sehr drastischen Ende der Episode! Für die religiöse Vorstellungswelt des 4. Jahrhunderts konnte der böse Geist, da die geweihten Finger des Bischofs im Mund des Dieners gewesen waren, nicht

mehr durch einen Ausgang entweichen, der gesegnet worden war – und so berichtet uns Sulpicius ohne Umschweife, dass er „unten herum" hinausmusste, durch eine heftige Darmkrise (*fluxu ventris*).

KAPITEL XVIII

Das falsche Gerücht vom Barbareneinfall, der Kuss für den Aussätzigen in Paris und die Fäden des Gewandes

Ein anderes Mal verbreitete sich in der Stadt plötzlich das Gerücht, die Barbarenvölker seien im Anmarsch, um anzugreifen, und versetzte die ganze Bevölkerung in Panik. Da ließ Martin einen Besessenen in die Kirche rufen und befahl dem Geist, die ganze Wahrheit über diese Nachricht zu sagen. Der gestand schließlich, dass zehn Dämonen gemeinsam dieses Gerücht in den Straßen in Umlauf gebracht hatten, in der Hoffnung, der Schrecken werde Martin aus der Stadt fliehen lassen; den Barbaren dagegen sei ein Angriff nicht einmal in den Sinn gekommen. Nach diesem Geständnis, laut mitten in der Kirche abgelegt, atmete die ganze Stadt erleichtert auf und fand ihre Ruhe wieder.

In Paris wiederum, als Martin, von einer riesigen Menschenmenge umgeben, durch eines der Tore in der Stadtmauer ging, tauchte ein Aussätziger auf, dessen Gesicht von der Krankheit völlig entstellt war. Während alle voller Abscheu zurückwichen, ging Martin geradewegs auf ihn zu, küsste ihn ins Gesicht und segnete ihn. Der Mann war augenblicklich geheilt und erschien gleich am nächsten Tag mit reiner, gesunder Haut in der Kirche und dankte Gott für die wiedererlangte Gesundheit.



Am Eingang der Tore von Paris (Lutetia der Parisier), während die Menge entsetzt zurückweicht, geht Bischof Martin auf einen Aussätzigen mit entstelltem Gesicht zu und gibt ihm zärtlich einen Kuss.

Ich darf auch nicht unerwähnt lassen, dass sogar bloße Fäden, die man aus seiner Kleidung oder aus seinem Kamelhaargewand gezogen hatte, unzählige Male Kranke heilten: Es genügte, sie um die Finger zu binden oder um den Hals zu tragen, um die Krankheit von den Leidenden zu vertreiben.

> **Kontext des Erzählers: Kriegsgerüchte im 4. Jahrhundert und der Kuss an den Toren von Paris**
>
> Dieses Kapitel vereint zwei sehr ausdrucksstarke Episoden:
>
> 1. **Ein Krieg der Gerüchte an der römischen Grenze:** Im Gallien des späten 4. Jahrhunderts, ohne schnelle Nachrichtenwege, genügte schon das Gerede, germanische Stämme hätten den Rhein überschritten, damit eine ganze Stadt die Flucht ergriff. Martin nutzt ein Verhör mitten in der Kirche, um das falsche Gerücht zu entlarven und die ganze Bevölkerung zu beruhigen!
>
> 2. **„Apud Parisios" – Die Geburt des Namens Paris:** Achte auf den lateinischen Ausdruck, mit dem Sulpicius den Schauplatz angibt: *apud Parisios*

(„im Land der Parisier“). Wir befinden uns genau an dem historischen Moment, in dem der alte römische Name *Lutetia* außer Gebrauch kommt und dem Namen des örtlichen gallischen Stammes weicht – **Paris**! Das Tor in der Mauer, an dem Martin den Aussätzigen küsste, stand am Zugang zur *Île de la Cité*, ganz in der Nähe der Stelle, an der sich heute die Kathedrale Notre-Dame erhebt. In einer Gesellschaft, in der die Lepra Schrecken verbreitete und Aussätzige mit Steinen verjagt wurden, grub sich der Anblick eines Bischofs, der einen entstellten Mann umarmt und auf die Wange küsst, für immer in das Gedächtnis der Stadt ein.

KAPITEL XIX

Der Brief, der die Tochter des Arborius heilte, die Augen des Paulinus von Nola und der Sturz von der Treppe

Arborius, ein ehemaliger römischer Präfekt und ein Mann von sehr tiefem und aufrichtigem Glauben, hatte zu Hause eine Tochter, die von schrecklichen Anfällen des Viertagefiebers ausgezehrt wurde. Nun traf es sich, dass er in jenen Tagen einen Brief erhielt, den Martin geschrieben hatte; genau in dem Moment, als das Fieber bei dem Mädchen wieder zu steigen begann, legte ihr der Vater den Brief auf die Brust, und in derselben Sekunde sank das Fieber und kam nie wieder. Arborius war von dem, was er gesehen hatte, so beeindruckt, dass er auf der Stelle beschloss, seine Tochter Gott zu weihen, zu einem Leben in immerwährender Jungfräulichkeit. Dann machte er sich auf den Weg zu Martin, nahm die junge Frau mit – den lebenden Beweis dafür, dass er sie sogar aus der Ferne geheilt hatte – und bestand unbedingt darauf, dass Martin selbst und niemand sonst ihr den Schleier der gottgeweihten Jungfrauen überreichte.

Paulinus wiederum – ein Mann, der später für alle ein außergewöhnliches Vorbild christlichen Lebens werden sollte – bekam entsetzliche Schmerzen an einem Auge, bis sich schließlich ein dichter Schleier über der Pupille bildete und ihn erblinden ließ. Martin strich ihm sanft mit einem kleinen medizinischen Pinsel über das Auge, nahm ihm in einem Augenblick alle Schmerzen und gab ihm das Augenlicht zurück, so vollkommen wie zuvor.

Was Martin selbst betrifft, so hatte er eines Tages das Unglück, aus einem oberen Stockwerk zu stürzen und eine kaputte Treppe voller schiefer Stufen hinunterzufallen, sodass er von Kopf bis Fuß voller Wunden und Prellungen war. Er lag fast sterbend in seiner Zelle, mit unerträglichen Schmerzen, als ihm in der Nacht ein Engel erschien, der seine Wunden wusch und einen lindernden Balsam auf seinem ganzen zerschundenen Körper verteilte. Am nächsten Morgen stand Martin so wohlauf und so wiederhergestellt auf, als wäre er nie gestürzt.

Wollte ich hier aber jeden Fall einzeln erzählen, kämen wir nie zum Ende; belassen wir es bei diesen wenigen Beispielen, ausgewählt unter so vielen anderen. Sie reichen völlig aus, um die Wahrheit über die erstaunlichsten Dinge zu zeigen, die geschehen sind, ohne den Leser mit zu vielen Geschichten zu ermüden.

> **Kontext des Erzählers: Malaria, Augenleiden und zwei große Namen der römischen Aristokratie**
>
> Hier begegnen wir zwei historischen Persönlichkeiten, die aus anderen Quellen der Zeit sehr gut bekannt sind:
>
> 1. **Magnus Arborius und das „Viertagefieber“:** Arborius war ein hoher kaiserlicher Beamter (*vir praefectorius*, Präfekt in Rom um 379–380) und ein Neffe des berühmten Dichters Ausonius aus Bordeaux. Das „Viertagefieber“, das seine Tochter befallen hatte, war eine schwere Form der **Malaria** (*Plasmodium malariae*), gekennzeichnet durch heftige Fieberschübe und

Schüttelfrost, die alle drei Tage wiederkehrten (an jedem „vierten Tag“ nach römischer Zählweise, die den ersten und den letzten Tag mitrechnete).

2. **Der heilige Paulinus von Nola (354–431):** Der „Paulinus“, der von einem schweren Augenleiden geheilt wurde (wahrscheinlich einem Hornhautgeschwür oder einem verletzungsbedingten grauen Star, berührt mit einem *peniculus*, einem kleinen Schwamm oder Pinsel, den antike Ärzte benutzten), ist kein anderer als **Pontius Meropius Paulinus**, ein unermesslich reicher Senator, geboren in Bordeaux, Statthalter von Kampanien und der beste Freund unseres Autors Sulpicius Severus! Paulinus selbst hat in seinen Schriften von dieser Heilung berichtet; kurz darauf verkaufte er sein riesiges Vermögen, um es den Armen zu geben, und zog nach Nola in Süditalien, wo er einer der größten christlichen Dichter der Antike wurde.

KAPITEL XX

Das Gastmahl des Kaisers Magnus Maximus: Der Becher geht an den Priester, noch vor dem Kaiser

Ich komme nun zu einer Episode, die neben so großen Wundern klein erscheinen mag – obwohl es in den verkommenen und korrupten Zeiten, in denen wir heute leben, fast ein größeres Wunder ist als alle anderen, wenn ein Bischof sich nicht den Schmeicheleien des Kaiserhofs beugt! Als sich sehr viele Bischöfe aus verschiedenen Provinzen am Hof des Kaisers Maximus versammelten – eines harten Mannes, voller Überheblichkeit nach seinem Sieg im Bürgerkrieg –, war es erbärmlich mit anzusehen, wie unterwürfig sie ihm alle zu Willen waren und die Würde von Bischöfen zur Rolle bloßer Schmeichler der Macht erniedrigten. Martin allein bewahrte unversehrt die feste Haltung eines Apostels! Selbst wenn er den Kaiser für jemanden um Gnade bitten musste, sprach er mit solcher Autorität, dass es eher so aussah, als gebe

er einen Befehl, als dass er um einen Gefallen bitte. Und so oft Maximus ihn auch einlud, mit ihm an der kaiserlichen Tafel zu speisen, Martin lehnte immer ab und sagte unverblümt, er könne nicht am Tisch eines Mannes sitzen, der zwei rechtmäßige Kaiser beseitigt habe – dem einen habe er den Thron genommen und dem anderen sogar das Leben.

Maximus versuchte, sich mit allen Mitteln zu rechtfertigen: Er versicherte ihm, er habe die Macht nicht aus persönlichem Ehrgeiz ergriffen, sondern sei von den Soldaten, durch Gottes Willen, dazu gedrängt worden, zu regieren und sich mit Waffengewalt zu verteidigen; er fügte hinzu, hinter einem so raschen Sieg wie dem seinen könne nur die Hand Gottes stehen, und keiner seiner Feinde sei außerhalb des Schlachtfelds getötet worden. Er drängte so sehr, zwischen Rechtfertigungen und Bitten, dass Martin schließlich einwilligte, zum Essen zu kommen – und der Kaiser war überglücklich, ihn endlich überredet zu haben.

Das Gastmahl glich einem großen Festtag und versammelte die bedeutendsten Persönlichkeiten des Reiches an einem Tisch: Evodius war da, Präfekt und Konsul zugleich, einer der gerechtesten Männer, die je gelebt haben; und es waren auch zwei Comites mit den allerhöchsten militärischen Vollmachten da, nämlich der Bruder des Kaisers und sein Onkel väterlicherseits. Zwischen diese beiden setzte man den Priester, der Martin begleitete; Martin selbst saß auf einem niedrigen Hocker, der direkt neben den Platz des Kaisers gestellt worden war.

Mitten im Essen brachte der Mundschenk, wie es das Hofprotokoll verlangte, dem Kaiser einen Becher Wein. Voller Ehrerbietung befahl Maximus, ihn zuerst dem heiligen Bischof zu reichen, denn ihm lag sehr viel daran, den Becher anschließend direkt aus Martins Händen zu empfangen. Nur reichte Martin den Becher, nachdem er einen Schluck genommen hatte, dem Priester, der mit ihm gekommen war! Er war der Ansicht, dass niemand in diesem Saal würdiger sei, gleich nach einem

Bischof zu trinken, und dass er sein Gewissen verraten würde, wenn er den Kaiser selbst oder dessen Verwandte einem Priester vorzöge.



Beim kaiserlichen Gastmahl in Trier trinkt Martin, auf einem kleinen Hocker neben Kaiser Magnus Maximus sitzend, aus dem Becher des Herrschers und reicht ihn zum Erstaunen des Hofes zuerst dem Priester, der ihn begleitet, bevor er ihn dem Herrscher gibt.

So unglaublich es klingt: Sowohl der Kaiser als auch alle Gäste waren von dieser inneren Freiheit so beeindruckt, dass ihnen gerade die Geste gefiel, die sie auf den zweiten Platz verwiesen hatte! Schon bald sprach man im ganzen Palast von nichts anderem mehr: Am Tisch des Kaisers selbst hatte Martin den Mut gehabt, das zu tun, was kein anderer Bischof nicht einmal bei den Gastmählern zweitrangiger Statthalter wagte.

Später, lange bevor der Krieg ausbrach, warnte Martin denselben Maximus vor dem, was ihm zustoßen würde, wenn er seinen Plan ausführte, in Italien einzufallen und den jungen Kaiser Valentinian anzugreifen: Er werde die erste Schlacht gegen ihn gewinnen, aber kurze Zeit später sterben. Und genau das haben wir selbst geschehen

sehen: Sobald Maximus in Italien einmarschierte, musste Valentinian fliehen; doch nach etwa einem Jahr stellte er sein Heer neu auf, belagerte Maximus in den Mauern von Aquileia, nahm ihn gefangen und ließ ihn hinrichten.

Kontext des Erzählers: Die große römische Politik und der Protokollbruch von Trier

Diese Szene, die um **385 oder 386** im Kaiserpalast von Trier spielt, ist einer der berühmtesten Momente im Verhältnis zwischen politischer Macht und Kirche in der Antike:

1. **Wer waren die „zwei Kaiser", von denen Martin sprach? Magnus Maximus** war ein in Hispanien geborener General, der 383 von den Truppen in Britannien zum Kaiser ausgerufen wurde. Er überquerte den Ärmelkanal, besiegte den jungen rechtmäßigen Kaiser **Gratian** und ließ ihn töten (*ihm nahm er das Leben*) und setzte dessen Halbbruder unter Druck, den jugendlichen **Valentinian II.** (*ihm nahm er einen Teil des Reiches*). Alle Personen, die am Tisch sitzen, sind historisch: **Flavius Evodius** war Prätorianerpräfekt von Gallien und im Jahr 386 römischer Konsul.

2. **Der Skandal um den Becher (*patera*):** Nach den strengen Regeln des Kaiserhofs war es die höchste Auszeichnung, die ein Gast erhalten konnte, als Erster aus dem Becher des Kaisers zu trinken und ihn ihm persönlich zurückzureichen. Indem Martin den Becher an seinen einfachen Priester (*presbyter*) weitergab, über die Köpfe des Kaisers, des Konsuls und der kaiserlichen Comites hinweg, bekräftigte er ohne ein einziges Wort, dass die Dinge des Geistes sich nicht vor militärischer oder politischer Macht beugen.

3. **Was hatte Martin am Hof des Maximus zu tun?** Aus einem anderen Buch des Sulpicius Severus (der *Chronik*) wissen wir, dass Martin nach Trier gegangen war, um den hispanischen Bischof Priscillian und seine Schüler vor dem Tod zu retten, die von anderen, intriganten Bischöfen der Häresie beschuldigt wurden – er kämpfte bis zum Äußersten, um zu verhindern, dass der Staat Menschen wegen religiöser Fragen hinrichtete.

KAPITEL XXI

Gespräche mit den Engeln und der Teufel mit dem blutverschmierten Ochsenhorn

Es ist auch sicher bezeugt, dass Martin oft Engel sah und sich sogar direkt mit ihnen unterhielt. Den Teufel wiederum sah er so deutlich vor sich, dass dieser nie unbemerkt an ihm vorbeischlüpfen konnte, ob er nun so erschien, wie er war, oder die verschiedensten Verkleidungen annahm, um Schaden anzurichten. Als der Teufel begriff, dass es keinen Trick gab, mit dem sich Martin täuschen ließ, rächte er sich, indem er bei jeder Gelegenheit auftauchte, nur um ihn zu beschimpfen, da er ihm ja keine Fallen stellen konnte.

Eines Tages stürmte er mit einem grässlichen Gebrüll in Martins Zelle und hielt in der rechten, ganz mit Blut beschmierten Hand ein blutiges Ochsenhorn. Hocherfreut über das Unglück, das er gerade angerichtet hatte, schrie er ihn an: „Wo ist jetzt deine Macht, Martin? Ich habe gerade einen von den Deinen getötet!“

Martin rief sofort die Mönche, erzählte ihnen, was der Teufel gerade gesagt hatte, und schickte sie los, alle Zellen einzeln abzugehen, um zu sehen, wer fehlte oder wem ein Unglück zugestoßen war. Kurz darauf kamen sie zurück und meldeten, den Mönchen gehe es allen gut, aber ein Bauer, der als Tagelöhner angeheuert war, um mit einem Karren Brennholz zu holen, sei an diesem Morgen in den Wald gefahren. Martin bat sogleich einige Brüder, ihn so schnell wie möglich zu suchen. Nicht weit vom Kloster stießen sie auf den armen Mann, der schon fast tot auf dem Boden ausgestreckt lag. Mit dem wenigen Atem, der ihm blieb, erklärte er den Mönchen, was geschehen war: Als er die Lederriemen festzog, die sich am Ochsengespann gelockert hatten, warf eines der Tiere heftig den Kopf herum und stieß ihm ein Horn in die Leiste. Wenige Augenblicke später starb er.

Es bleibt jedem Leser überlassen, über die Gründe nachzudenken, warum Gott es zuließ, dass der Teufel bei einem solchen Unglück die Hand im Spiel hatte. Erstaunlich an Martin war die Klarheit, mit der er in diesem wie in vielen ähnlichen Fällen von den Dingen wusste, lange bevor sie geschahen, oder sofort eine innere Warnung erhielt, um den Brüdern zu sagen, was in der Ferne vor sich ging.

> 🎙️ **Kontext des Erzählers: Der Tagelöhner mit dem Brennholz und Sulpicius' Offenheit angesichts der Tragödie**
>
> In diesem Kapitel gibt es zwei sehr schöne menschliche Details:
>
> 1. **„Einer von den Deinen":** Da die Mönche von Marmoutier zurückgezogen im Gebet lebten (und die jüngsten ihre Tage mit dem Abschreiben von Büchern verbrachten), stellte das Kloster Landarbeiter aus der Gegend an (*mercede conducti*, tageweise bezahlt), um mit Ochsenkarren Brennholz aus dem Wald zu holen. Auch wenn er kein Mönch war, gehörte dieser einfache Arbeiter zu Martins geistlicher Familie.
>
> 2. **Keine einfachen Antworten auf das Leid:** Angesichts des tragischen Todes dieses Mannes bei einem Arbeitsunfall versucht Sulpicius Severus nicht, eine moralisierende Lehre zu erfinden oder dem Opfer die Schuld zu geben. Er hat die Ehrlichkeit, die Frage offenzulassen: *„Es bleibt jedem Leser überlassen, über die Gründe nachzudenken, warum Gott es zuließ, dass der Teufel bei einem solchen Unglück die Hand im Spiel hatte"* (*Viderit is, quo judicio Domini…*).

KAPITEL XXII

Die Verkleidungen als Jupiter, Merkur und Venus – und das Versprechen der Vergebung für den Teufel selbst

Bei vielen anderen Gelegenheiten versuchte der Teufel, den Heiligen mit tausend Listen zu überrumpeln, und erschien ihm in den unterschiedlichsten Gestalten: Bald nahm er die Form Jupiters an, weit

häufiger die Merkurs, und nicht selten zeigte er sich auch mit den Zügen der Venus oder der Minerva. Ohne je seine Gelassenheit zu verlieren, wehrte sich Martin stets mit dem Kreuzzeichen und mit dem Gebet.

Häufig hörte man auch Scharen von Dämonen, die ihm freche Beleidigungen zuschrien; aber da er wusste, dass das alles nichts als Lügen ohne Sinn und Verstand waren, schenkte Martin den Anschuldigungen keine Beachtung. Einige Mönche erzählten sogar, sie hätten einmal gehört, wie ein Dämon Martin in überheblichem Ton zur Rede stellte und ihn fragte, warum er einige Brüder ins Kloster aufgenommen habe, die in der Vergangenheit die Gnade der Taufe mit schweren Verfehlungen und Sünden befleckt hätten, bevor sie bereuten – und er begann, die alten Sünden jedes Einzelnen der Reihe nach herunterzuleiern.

Diese Mönche sagten, Martin habe ihm rundheraus geantwortet, die Fehler der Vergangenheit würden getilgt, wenn jemand sein Leben aufrichtig ändere, und wer aufhöre zu sündigen, habe durch die Barmherzigkeit Gottes ein Anrecht auf Vergebung. Als der Teufel entgegnete, große Sünder verdienten keine Gnade und Gott vergebe denen nicht noch einmal, die nach der Taufe fallen, soll Martin ihm diese außergewöhnliche Antwort gegeben haben:

„Wenn du selbst, du Elender, aufhören würdest, die Menschheit zu verfolgen, und das Böse bereutest, das du getan hast, selbst jetzt noch, da der Tag des Jüngsten Gerichts so nahe ist – ich habe ein solches Vertrauen in den Herrn Jesus Christus, dass ich dir die Vergebung Gottes versprechen würde!“

Was für eine bewundernswerte Kühnheit des Vertrauens in die Güte Gottes! Auch ohne die Vollmacht zu haben, ein solches Versprechen zu garantieren, zeigte Martin in diesen Worten die unermessliche Weite seines Herzens. Und da wir gerade vom Teufel und seinen Fallstricken sprechen, lohnt es sich, hier eine Episode zu erzählen, die sich ganz in

der Nähe zutrug: Auch wenn sie nicht Martin selbst widerfuhr, zeigt sie deutlich seine geistliche Stärke und verdient es, festgehalten zu werden, damit alle auf der Hut sind, falls je ein ähnlicher Fall eintreten sollte.

> **Kontext des Erzählers: Die alten römischen Götter und der kühnste Satz des heiligen Martin**
>
> Dieses Kapitel enthält zwei eindrucksvolle Momente der Spiritualität des 4. Jahrhunderts:
>
> 1. **Jupiter, Merkur, Venus und Minerva:** Für die Christen der Antike waren die Götter des römischen Pantheons nicht bloß poetische Figuren der Mythologie; man sah in ihnen trügerische geistige Mächte, die diese Masken benutzten, um die Menschen zu versuchen – Jupiter durch das Streben nach Macht, Merkur durch List und Geld, Venus durch Verführung und Minerva durch intellektuelle Eitelkeit.
>
> 2. **Dem Satan selbst Vergebung versprechen:** Zu Martins Zeit gab es in der Kirche sehr strenge Kreise, die der Meinung waren, wer nach der Taufe eine schwere Sünde begehe, könne nie wieder Vergebung erlangen. Martin nimmt nicht nur Männer mit schwieriger Vergangenheit mit offenen Armen im Kloster auf, sondern geht so weit, dem Teufel selbst zu sagen, dass sogar ihm von Christus vergeben würde, wenn er bereute! Das war eine so kühne Bekräftigung der unendlichen Barmherzigkeit Gottes (nahe am Denken des Theologen Origenes), dass Sulpicius Severus das Bedürfnis verspürt, für seine rechtgläubigeren Leser sofort einen vorsichtigen Vorbehalt anzufügen: *„Auch ohne die Vollmacht zu haben, ein solches Versprechen zu garantieren, zeigte Martin in diesen Worten die unermessliche Weite seines Herzens.“*

KAPITEL XXIII

Die Geschichte von Clarus, dem falschen Propheten Anatolius und dem Gewand, das

sich in Luft auflöste

Es gab einen jungen Mann aus sehr vornehmer Familie namens Clarus – er wurde später zum Priester geweiht und ruht heute nach einem heiligen Tod im Frieden Gottes –, der alles hinter sich gelassen hatte, um in Martins Nähe zu leben, und rasch zu einem tiefen Glauben und einem vorbildlichen Leben gelangte. Clarus hatte in der Nähe des Klosters des Bischofs eine kleine Einsiedelei gebaut, in der bereits mehrere Mönche mit ihm lebten. Eines Tages klopfte ein junger Mann namens Anatolius an ihre Tür: Er sagte, er sei Mönch, gab sich als der demütigste und unschuldigste Mensch der Welt aus und blieb schließlich dort, um in Gemeinschaft mit den anderen zu leben.

Nach einiger Zeit begann er, seinen Gefährten zu erzählen, er bekomme regelmäßig Besuch von Engeln, die kämen, um mit ihm zu sprechen. Da ihm niemand glaubte, fand er einen Weg, mehrere Mönche mit einer Reihe seltsamer Erscheinungen zu beeindrucken. Bald erklärte er offen, die Engel gingen mit Botschaften zwischen ihm und Gott ständig ein und aus, und verlangte, wie ein wahrer Prophet behandelt zu werden. Clarus jedoch ließ sich nie hinters Licht führen. Wütend darüber, ihn nicht überzeugen zu können, begann Anatolius, ihm mit dem Zorn Gottes und mit unmittelbar bevorstehenden Strafen zu drohen, weil er am Wort eines Heiligen zweifle.

Schließlich kam er eines Tages mit dieser feierlichen Ankündigung heraus: „Ihr sollt wissen, dass der Herr mir heute Nacht ein weißes Gewand vom Himmel schicken wird! Morgen werde ich darin unter euch umhergehen, und dann habt ihr den Beweis, dass ich die Kraft Gottes in mir trage, bekleidet mit einem Gewand, das aus den Händen Gottes selbst kommt!“

Es versteht sich von selbst, dass die ganze Gemeinschaft in großer Aufregung war und gespannt darauf wartete, was geschehen würde. Nun, gegen Mitternacht schien das gesamte Kloster in seinen

Grundfesten zu beben, als würden Leute fest auf den Boden stampfen. Aus Anatolius' Zelle drangen wiederholt helle Lichtblitze, begleitet vom Geräusch eiliger Schritte, die hin und her gingen, und von einem wirren Gemurmel vieler Stimmen. Plötzlich wurde es still; Anatolius öffnete die Tür, rief einen der Mönche draußen zu sich, der Sabatius hieß, und zeigte ihm das Gewand, das er trug.

Mit offenem Mund lief Sabatius los, um die anderen zu wecken. Clarus selbst kam sofort, um zu sehen, was los war; man brachte eine brennende Lampe, und alle machten sich daran, das Kleidungsstück genau zu untersuchen. Der Stoff war außerordentlich weich, strahlend weiß und mit Streifen aus leuchtendem Purpur gesäumt – aber so genau sie auch hinsahen, niemand konnte sagen, aus welcher Faser oder welcher Wolle er gemacht war. Dennoch schien es, für das Auge wie für die tastenden Finger, ohne den Schatten eines Zweifels ein echtes Gewand zu sein.

Umsichtig bat Clarus die Brüder, den Rest der Nacht im Gebet zu verbringen, damit Gott ihnen klar zeige, was hinter alldem steckte; und so blieben sie bis zum Morgengrauen und sangen Hymnen und Psalmen. Sobald die Sonne aufging, nahm Clarus Anatolius bei der rechten Hand, entschlossen, ihn vor Martin zu bringen, ganz sicher, dass kein Trick des Teufels die Augen des Bischofs täuschen könne. In diesem Augenblick geriet der Unglückliche in Panik: Er begann, sich mit aller Kraft zu sträuben und zu schreien, er habe ausdrücklichen Befehl vom Himmel, nicht vor Martin zu erscheinen! Und als die anderen Mönche ihn packten, um ihn mit Gewalt hinzubringen, löste sich das Gewand im Handumdrehen in Luft auf, direkt zwischen den Händen derer, die ihn festhielten.

Wer kann daran zweifeln, dass sich auch hier Martins geistliche Kraft zeigte – so sehr, dass der Teufel seine Täuschung nicht einmal

aufrechterhalten konnte, sobald er merkte, dass er dem Blick des Bischofs würde standhalten müssen?

> **Kontext des Erzählers: Versteckte Eitelkeit und das Gewand der römischen Senatoren**
>
> **Clarus** war einer von Martins liebsten Schülern (er sollte wenige Tage vor seinem Meister sterben, im November 397, und Sulpicius gedachte seiner in seinen Briefen mit großer Bewegung). Achte auf ein aufschlussreiches Detail an Anatolius' „himmlischem" Gewand: Es war *„strahlend weiß und mit Streifen aus leuchtendem Purpur gesäumt"* (*candore eximio, micanti purpura*). In der römischen Gesellschaft war die weiße Tunika mit Purpurstreifen (*tunica laticlavia*) die Kleidung, die allein Senatoren und hohen Magistraten vorbehalten war!
>
> Mit anderen Worten: Selbst in einem armen Kloster verriet sich Anatolius' unterdrückter Wunsch nach Bedeutung, als er sich vorstellte, Gott kleide ihn wie einen römischen Senator. Und achte darauf, wie sich in Marmoutier alles aufklärt: Weder die Augen noch die Hände der Mönche konnten im Schein der Lampe die Täuschung entlarven, aber die bloße Aussicht, Martins ruhigem, klarem Blick standhalten zu müssen, genügte, damit die ganze Vorstellung in sich zusammenfiel!

KAPITEL XXIV

Die falschen Christusse in Hispanien und der Teufel im Kaisergewand: „Ich erkenne Christus nicht an ohne die Male des Kreuzes"

Übrigens wurde bemerkt, dass in denselben Jahren in Hispanien ein junger Mann auftrat, der, nachdem er sich mit verschiedenen Wundern beim Volk einen Namen gemacht hatte, vor Eitelkeit so aufgeblasen wurde, dass er zunächst behauptete, er sei der Prophet Elija. Da ihm viele glaubten, ohne Fragen zu stellen, ging er einen Schritt weiter und

erklärte nun, er sei Christus selbst – und täuschte so viele, dass sogar ein Bischof namens Rufus niederkniete, um ihn anzubeten, als wäre er der Herr, ein Skandal, der ihn später sein Bischofsamt kostete. Mehrere Brüder erzählten uns außerdem, dass genau zur selben Zeit im Osten ein anderer Mann aufgestanden sei, der behauptete, der heilige Johannes zu sein. Wenn man sieht, wie überall falsche Propheten dieser Art auftauchen, versteht man gut, dass das Kommen des Antichrist nicht mehr fern sein kann und dass er durch diese Gestalten bereits den Boden bereitet.

Ich darf aber nicht versäumen, hier zu erzählen, wie raffiniert der Teufel etwa zur selben Zeit Martin selbst zu täuschen versuchte. Eines Tages, als Martin allein in seiner Zelle betete, erschien vor ihm eine stehende Gestalt, umflutet und umgeben von einem Glanz purpurnen Lichts – bis ins letzte Detail darauf angelegt, den Betrachter mit diesem falschen Schein zu blenden. Sie trug ein kaiserliches Gewand, auf dem Kopf eine goldene Krone mit Edelsteinen, an den Füßen goldüberzogene Schuhe, und sie hatte eine so heitere Miene und ein so strahlendes Lächeln, dass sie nach allem aussah, nur nicht nach dem Teufel.

Dieser blendenden Erscheinung gegenüber blieb Martin zunächst wie erstarrt, und eine ganze Weile sagte niemand ein Wort. Schließlich war es der Teufel, der das Schweigen brach: „Erkenne, Martin, wer hier vor dir steht! Ich bin Christus: Da ich im Begriff bin, auf die Erde herabzukommen, wollte ich mich zuerst dir zeigen."

Martin schwieg weiter und antwortete ihm nichts. Da setzte der Teufel noch dreister nach: „Martin, warum zögerst du zu glauben, wo du mich doch mit eigenen Augen siehst? Ich bin Christus!"

Da antwortete ihm Martin, innerlich vom Heiligen Geist erleuchtet, sodass er begriff, dass er den Teufel vor sich hatte und nicht den Herrn: „Der Herr Jesus hat nie gesagt, dass er in Purpur gekleidet und mit einer Königskrone auf dem Haupt wiederkommen werde. Ich werde

niemals glauben, dass Christus gekommen ist, wenn ich Ihn nicht in der Gestalt und mit den Zügen sehe, in denen Er in der Passion gelitten hat, und wenn Er nicht die Male des Kreuzes an Seinem Leib trägt!“



Im Halbdunkel seiner Zelle, vor dem Teufel in purpurnem Licht, mit königlichem Gewand, goldenen Schuhen und einer Krone aus Edelsteinen, antwortet Martin: „Ich werde niemals glauben, dass Christus gekommen ist, wenn ich Ihn nicht in der Gestalt sehe, in der Er in der Passion gelitten hat, und wenn Er nicht die Male des Kreuzes an Seinem Leib trägt!“

Kaum hatte sie diese Worte gehört, löste sich die Gestalt in einer Sekunde wie Rauch auf und hinterließ in der Zelle einen so ekelerregenden Gestank, dass nicht der geringste Zweifel blieb, dass es wirklich der Teufel gewesen war. Und damit niemand denkt, das sei irgendeine erfundene Legende, sage ich gleich dazu, dass ich diese Geschichte genau so, wie ich sie eben erzählt habe, aus Martins eigenem Mund gehört habe.

Kontext des Erzählers: Der Höhepunkt des Buches – Gegen einen Christus im Kaisergewand

Für viele Historiker und Denker ist dieses Kapitel XXIV – von Martin direkt an Sulpicius Severus erzählt – die tiefste und aktuellste Seite der ganzen Biografie.

Beachte zunächst die Erwähnung von **Hispanien** (der heutigen Iberischen Halbinsel): Am Ende des 4. Jahrhunderts herrschte in den iberischen Provinzen eine intensive Endzeitstimmung, so sehr, dass sich ein dortiger Bischof namens Rufus von einem Scharlatan mitreißen ließ, der behauptete, Christus zu sein.

Achte aber vor allem auf **die Kleidung, die der Teufel wählt, um sich als Jesus auszugeben**: ein Purpurgewand (*vestis regia*), ein Diadem aus Gold und Edelsteinen (*diadema*) und mit Gold überzogenes Schuhwerk (*calcei auro illiti*). Stück für Stück war das die Zeremonialtracht der römischen Kaiser des 4. Jahrhunderts! Als das Reich offiziell christlich wurde, begannen viele an Paläste gewöhnte Bischöfe, sich Christus als kaiserlichen Monarchen vorzustellen, ganz Gold und irdischer Triumph. Martins Antwort durchquert die Jahrhunderte wie ein Blitz: Ein Christus voller Luxus und Macht, abgeschnitten von den Leidenden und ohne die Wunden des Kreuzes, ist eine Fälschung. Für Martin bleibt das wahre Gesicht Christi das des armen, frierenden Mannes, dem er an den Toren von Amiens die Hälfte seines Mantels gab.

KAPITEL XXV

Der Besuch des Autors beim heiligen Martin: Der Bischof, der seinem Biografen die Füße wusch

Tatsächlich hatte ich schon lange von Martins Glauben, seiner Lebensweise und seiner inneren Stärke gehört und trug in mir den unbändigen Wunsch, ihn persönlich kennenzulernen; so machte ich mich mit riesiger Freude auf den Weg, auf eine Reise, die ich eigens

unternahm, um ihn zu besuchen. Und da ich schon damals den Wunsch hegte, seine Biografie zu schreiben, nutzte ich die Gelegenheit, ihn nach einigen dieser Dinge direkt zu fragen – soweit seine Bescheidenheit mich fragen ließ –, und das Übrige erfuhr ich von denen, die die Begebenheiten miterlebt hatten oder aus erster Hand davon wussten.

Du würdest kaum glauben, mit welcher Demut und Herzlichkeit er mich damals empfing! Er war aufrichtig gerührt und voller Freude im Herrn, als er sah, dass wir ihn so sehr schätzten, dass wir uns eigens auf den Weg gemacht hatten, nur um ihn zu sehen. Ich armer Sünder – ich schäme mich fast, es zu erzählen! –: Nachdem er uns die Ehre erwiesen hatte, uns an seinen Tisch einzuladen, war er es selbst, der mir vor dem Essen Wasser über die Hände goss; und als es Abend wurde, kniete er selbst nieder, um uns die Füße zu waschen! Ich hatte nicht einmal den Mut, abzulehnen oder ihn daran zu hindern: Von ihm ging eine so große moralische Autorität aus, dass es mir fast wie ein schweres Vergehen vorkam, ihm nicht zu gehorchen.



Am späten Nachmittag in Marmoutier kniet der betagte Bischof Martin auf dem Steinboden nieder, um seinem Biografen und Freund Sulpicius Severus eigenhändig die von der Reise müden Füße zu waschen.

In allen Gesprächen, die er mit uns führte, sprach er nur von einem: wie nötig es sei, die Illusionen der Welt und die Lasten dieses Lebens loszulassen, um dem Herrn Jesus mit freien Händen und leichtem Herzen zu folgen. Und immer wieder hielt er uns als bestes lebendes Beispiel unserer Tage den großen Paulinus vor Augen – von dem ich vorhin gesprochen habe –, der endlose Ländereien verkauft hatte, um Christus zu folgen, und fast als einziger Mann unserer Generation alles buchstabengetreu ausgeführt hatte, was das Evangelium verlangt. Auf ihn sollten wir schauen, betonte Martin, seinem Weg sollten wir folgen! Er sagte, unsere Zeit habe das enorme Glück, einen lebenden Beweis für solchen Glauben und Mut zu haben: Indem ein unermesslich reicher Mann wie Paulinus alles verkaufte, um es den Armen zu geben, wie Jesus es verlangt hatte, habe er in der Praxis gezeigt, dass es möglich sei, das zu tun, was alle für unmöglich hielten.

Und welche Festigkeit, welcher Adel lag in Martins Worten und Gesprächen! Welch beeindruckende Klarsicht, welche Schnelligkeit und welche Klarheit besaß er, wenn er die schwierigsten Stellen der Bibel erklärte! Da ich weiß, dass viele Menschen in diesem Punkt skeptisch sind – ich selbst habe erlebt, dass Leute die Nase rümpften, sogar wenn ich es war, der es ihnen erzählte –, schwöre ich vor Jesus und bei dem Glauben, den wir teilen, dass ich in meinem ganzen Leben von niemandes Lippen so viel Weisheit, so viel Verstand und eine so klare und reine Sprache gehört habe. Es stimmt, dass es neben Martins moralischer Größe eine Kleinigkeit zu sein scheint, seine Redeweise zu loben; aber erstaunlich ist es doch, dass einem Mann, der nie die großen Schulen besucht hat, nicht einmal diese Gabe fehlte.

Kontext des Erzählers: Wenn der Besuch das Leben des Schriftstellers verändert

In diesem Kapitel tritt **Sulpicius Severus** selbst in der ersten Person in die Geschichte ein! Zwischen **394 und 396 n. Chr.** reiste Sulpicius – damals ein junger Witwer aus einer sehr reichen Familie Aquitaniens, in Bordeaux in Recht und Redekunst ausgebildet – nach Tours, um den alten Bischof Martin kennenzulernen (der damals etwa 60 oder 80 Jahre alt gewesen sein dürfte).

Für einen römischen Aristokraten war es, von einer Reise anzukommen und zu sehen, wie der Hausherr – noch dazu ein verehrter Bischof – auf dem Boden niederkniet, um ihm den Staub von den Sandalen zu wischen und die Füße zu waschen (ein Dienst, der den niedrigsten Sklaven vorbehalten war!), eine innere Erschütterung, die sein Leben für immer veränderte: Wieder zu Hause, gab auch Sulpicius seine öffentliche Laufbahn auf, um auf seinem Landgut in Primuliacum eine religiöse Gemeinschaft zu gründen.

Beachte auch, wie leidenschaftlich Sulpicius Martins Intelligenz verteidigt: Die elitären Bischöfe Galliens blickten auf ihn herab, weil er ein *homo illiteratus* war – ein „ungebildeter Mann", das heißt ein ehemaliger Soldat, der in der Kaserne groß geworden war und keine klassische Rhetorik an den großen römischen Schulen studiert hatte. Sulpicius, einer der glänzendsten Schriftsteller seiner Zeit, legt Wert darauf, seinen Lesern zu schwören, dass er

> nie jemanden gehört habe, der sich mit solcher Klarheit, Reinheit der Sprache und Tiefe ausdrückte wie dieser alte Soldat!

KAPITEL XXVI

Das innere Porträt: Der Amboss des Schmieds und seine Geduld mit den eigenen Priestern

Dieses Buch nähert sich seinem Ende, und es ist Zeit, zum Schluss zu kommen – nicht weil es über Martin nichts mehr zu erzählen gäbe, sondern weil ich selbst, wie jene schlechten Dichter, denen auf der Zielgeraden ihres Werkes die Luft ausgeht, mich von der Größe des Stoffes erdrückt fühle.

Denn wenn sich die sichtbaren Episoden seines Lebens noch in Worte fassen lassen, gut oder schlecht, so sage ich in aller Offenheit: Wenn es um sein inneres Leben geht, seinen stillen Alltag und dieses Herz, das unablässig mit Gott verbunden war, gibt es keine menschlichen Worte, die ausreichen, um sie zu beschreiben. Diese ruhige, ausgeglichene Beständigkeit in seinem Fasten, diese Ausdauer in den Nächten, die er betend durchwachte, als wäre es Tag, ohne je eine einzige Minute fern vom Dienst an Gott zu vergeuden, ohne je in Müßiggang zu verfallen oder sich in weltlichen Dingen zu verlieren, wobei er nur das absolute Minimum aß und schlief, damit der Körper sich auf den Beinen hielt – ich gestehe ohne Übertreibung, dass nicht einmal Homer selbst, wie man so sagt, wenn er aus der Welt der Toten zurückkehrte, all das so darstellen könnte, wie es das verdient, so sehr übersteigt Martins Leben das, was ein Buch fassen kann.

Keine einzige Stunde, kein kurzer Augenblick verging, ohne dass er im Gebet oder in die Lektüre vertieft war; ja, selbst wenn er las oder eine andere Aufgabe in der Hand hatte, löste er sein Herz nie vom Gebet. Er erinnerte an die gewohnte Bewegung der Schmiede, die, während sie das glühende Eisen formen, hin und wieder einen leichten Schlag auf den leeren Amboss tun, um den Arm auszuruhen, ohne den Rhythmus zu verlieren: So betete auch Martin, selbst wenn er mit anderen Dingen beschäftigt schien, innerlich die ganze Zeit weiter.

Was für ein außergewöhnlicher, leuchtender Mensch, unfähig zu Verstellung oder Bosheit! Nie verurteilte er jemanden, nie zahlte er denen, die ihm Böses taten, mit gleicher Münze heim. Er hatte sich angesichts von Beleidigungen eine so große Geduld angeeignet, dass ihn, obwohl er der Bischof des Bistums war, oft sogar die rangniedrigsten Kleriker respektlos behandelten, ohne dass ihnen etwas geschah: Nie hat er deswegen einen von ihnen seines Amtes enthoben oder aufgehört, ihnen mit aller Zuneigung zu begegnen.

Kontext des Erzählers: Der Schlag auf den Amboss und die Beleidigungen in der eigenen Kirche

Dieses Kapitel hinterlässt uns eines der schönsten Bilder der antiken Literatur: den **Amboss des Schmieds** (*incus fabrorum*). In den alten Schmieden (und in traditionellen Werkstätten noch bis vor Kurzem!) ließ der Schmied, während er das Eisenstück mit der Zange im Feuer wendete, den Hammer locker und rhythmisch direkt auf das Eisen des Ambosses fallen, um den Takt seines Arms nicht zu unterbrechen. Für Sulpicius war das Beten bei Martin keine gesonderte Aufgabe: Es war der ständige Schlag des Herzens mitten im ganzen Leben.

Und wer waren diese „rangniedrigsten Kleriker" (*infimi clerici*), die Martin im Bistum Tours selbst beleidigten, ohne dass er sie bestrafte? Der berühmteste Fall (den Sulpicius später in seinen *Dialogen* erzählt) war der eines jungen Priesters namens **Brictius** (*Brice*), der sich lauthals über Martins Visionen und ärmliche Kleidung lustig machte. Als die empörten Mönche den Bischof baten, ihn hinauszuwerfen, antwortete Martin nur: *„Wenn Christus Judas ertragen hat,*

> *warum sollte ich dann nicht Brictius ertragen?*“ – und fügte hinzu, eines Tages werde Brictius bereuen und ihm als Bischof von Tours nachfolgen, was 397 tatsächlich geschah!

KAPITEL XXVII

Schluss: Ein leuchtendes Gesicht und die Antwort an die neidischen Bischöfe

Niemand hat Martin je die Beherrschung verlieren sehen, niemand hat ihn je außer sich gesehen, von Traurigkeit niedergedrückt oder hilflos vor Lachen: Er war immer derselbe gelassene Mensch, und auf seinem Gesicht lag eine so leuchtende Freude, dass er schon jenseits der menschlichen Natur zu leben schien. Auf seinen Lippen war nur der Name Christi; in seinem Herzen war für nichts anderes Platz als für Güte, Frieden und Mitgefühl. Oft weinte er sogar über die Sünden derer, die hinter seinem Rücken die gemeinsten Dinge über ihn sagten und die ihn, während er still in seinem Winkel lebte und niemandem etwas zuleide tat, mit giftigen Vipernzungen bissen.

Tatsächlich haben wir selbst einige dieser Männer kennengelernt, die voller Neid auf sein Leben und seine Rechtschaffenheit waren – Leute, die es hassten, an Martin die Vorzüge zu sehen, die sie selbst nicht besaßen und die nachzuahmen sie nicht den Mut hatten. Und das Traurigste und Beschämendste – es schmerzt sogar, es niederzuschreiben! – ist, dass diese wenigen Verfolger fast alle Bischöfe waren! Aber es hat keinen Sinn, hier ihre Namen zu nennen, so sehr sie auch um uns herum kläffen: Es genügt völlig, dass, wenn einer von ihnen diese Seiten liest und merkt, dass der Schuh ihm passt, er vor Scham vergeht; denn wenn er zu schreien anfängt und in Wut gerät,

gesteht er ganz von selbst, dass von ihm die Rede war – wo wir doch vielleicht ganz andere im Sinn hatten!

Im Übrigen: Wenn es Leute dieser Art gibt, die auch uns hassen, weil wir einen Mann wie Martin verteidigen, nehmen wir diese Feindschaft als Ehre an. Ich bin mir absolut sicher, dass dieses Büchlein allen guten Menschen mit aufrichtigem Glauben Freude bereiten wird. Was die anderen betrifft: Wenn jemand diese Seiten mit bösem Willen und Unglauben liest, soll er das mit seinem eigenen Gewissen ausmachen. Mein Gewissen jedenfalls ist ganz ruhig: Ich habe dieses Buch geschrieben, allein bewegt von der Gewissheit dessen, was ich ermittelt habe, und von der Liebe zu Christus, ich habe gut bezeugte Tatsachen berichtet und die Wahrheit gesagt. Und ich hoffe sehr, dass Gott einen Lohn bereithält, nicht nur für die, die diese Geschichte lesen, sondern vor allem für die, die sich von ihr berühren lassen und glauben.

> **Kontext des Erzählers: Ein Buch, geschrieben, um einen Mann zu verteidigen, der noch lebte**
>
> Wir sind bei der letzten Zeile des Werkes von Sulpicius Severus angekommen – und hier gibt es eine außergewöhnliche Tatsache: Als Sulpicius am Ende dieses Kapitels XXVII die Feder niederlegt, in den ersten Monaten des Jahres **397**, **war der heilige Martin noch am Leben!**
>
> Deshalb sprechen diese letzten Kapitel in der Gegenwart von ihm: Das Buch entstand als leidenschaftliche Verteidigung Martins gegen die verweltlichten Bischöfe Galliens, die ihn in den Korridoren der Macht verachteten. Achte auf die feine Ironie des Schlusshiebs – eines großen Gerichtsanwalts würdig: Sulpicius schreibt den Namen keines einzigen neidischen Bischofs hin, damit einer von ihnen, falls er nach der Lektüre des Buches öffentlich protestiert, sich am Ende vor aller Augen selbst den Schuh anzieht!

EPILOG DES ERZÄHLERS

Wie es weiterging: Der Tod des heiligen Martin und der Ursprung des 11. November

Warum endet das Buch des Sulpicius Severus, ohne vom Tod des heiligen Martin zu erzählen? Aus dem einfachsten aller Gründe: Als die Handschrift fertig war und im Frühling oder Sommer 397 zu Desiderius' Haus abging, wanderte Martin noch über die Straßen Galliens.

Das Ende seines Weges stand jedoch kurz bevor – und es war Sulpicius Severus selbst, der wenig später in drei unvergesslichen Briefen davon erzählte (den *Briefen an Eusebius, an den Diakon Aurelius und an seine Schwiegermutter Bassula*).

Ende Oktober oder in den ersten Novembertagen desselben Jahres **397** erfuhr Martin, von den Jahren schon sehr gezeichnet, dass die Priester der Pfarrei **Candes** (heute *Candes-Saint-Martin*, wo die Vienne in die Loire mündet) miteinander im Streit lagen. Getreu seinem Grundsatz, nie einen Konflikt ungeheilt zu lassen, brach er sofort auf, um Frieden zwischen ihnen zu stiften.

Nachdem es ihm gelungen war, den Klerus von Candes zu versöhnen, und er sich anschickte, in sein geliebtes Kloster Marmoutier zurückzukehren, spürte er plötzlich, wie ihn die Kräfte verließen, niedergeworfen von einem sehr hohen Fieber. Seine Schüler versammelten sich in Tränen aufgelöst um sein Lager: *„Vater, warum verlässt du uns? Wem vertraust du uns an, uns Verwaiste? Reißende Wölfe werden über deine Herde herfallen!“* Hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, endlich zu Gott heimzugehen, und dem Schmerz, seine Mönche schutzlos zurückzulassen, sprach Martin da einen der berühmtesten Sätze seines Lebens: **„Herr, wenn dein Volk**

mich noch braucht, verweigere ich die Arbeit nicht (*non recuso laborem*); dein Wille geschehe.“

In den letzten Tagen des Fiebers ließ er nicht einmal zu, dass man ihm eine einfache Strohmatte unter den Körper legte: Er bestand darauf, auf dem Rücken ausgestreckt auf dem Boden zu sterben, auf einer Schicht aus **Asche und einem rauen Bußgewand**, und sagte zu seinen Schülern: *„Ein Christ soll nicht anders sterben als auf Asche.“* Als die Priester ihn ein wenig auf die Seite drehen wollten, um die Schmerzen seines Körpers zu lindern, bat er sie: *„Lasst mich, Brüder, lasst mich weiter zum Himmel schauen statt zur Erde, damit mein Geist sich schon an den Weg gewöhnt, den er zum Herrn nehmen wird.“* In seinen allerletzten Augenblicken spürte er die Gegenwart des Teufels, der neben ihm stand, und stellte sich ihm zum letzten Mal entgegen: *„Was tust du hier, grausame Bestie? Du wirst an mir nichts finden, was dir gehört, Verfluchter: Ich werde in Abrahams Schoß aufgenommen!“* Und so schied er in Frieden, am **8. November 397**.

Der Leichnam wurde mit einem Boot die Loire hinauf in die Stadt **Tours** gebracht, begleitet von einer Menschenmenge, wie man sie noch nie gesehen hatte – Sulpicius berichtet uns, dass allein die Mönche an die zweitausend zählten, dazu unzählige gottgeweihte Frauen und die gesamte Bevölkerung der Städte und Dörfer, die Psalmen singend an den Ufern entlangzog, während das Boot vorüberfuhr.



Ein Novembermorgen des Jahres 397 auf der Loire: Das Boot, das den Leichnam des heiligen Martin von Candes nach Tours bringt, wird an beiden Ufern von Tausenden Mönchen und Bürgern mit Fackeln in den Händen begleitet, im goldenen Licht des „Martinssommers“.

Die feierliche Beisetzung in Tours fand drei Tage später statt, am **11. November 397**. Genau dieses Datum – der Tag, an dem Martins Leichnam an der Schwelle des europäischen Winters in die Erde gelegt wurde, zu der Zeit, in der die Feldarbeit zu Ende ging, in den Kellern der neue Wein verkostet wurde und die Kastanien der Saison geröstet wurden – hat sich für immer als **Martinstag** in das Gedächtnis ganz Europas eingegraben.

Über diese illustrierte digitale Ausgabe

Diese Ausgabe in heutigem Deutsch gibt das lateinische Originalwerk des **Sulpicius Severus**, *De vita beati Martini* (*Patrologia Latina*, Bd.

20, hrsg. von J. P. Migne, 1845 / Wikisource), vollständig und in flüssiger, zugänglicher Form wieder.

Neben der zeitgenössischen Fassung aller 27 Kapitel und des Widmungsbriefs an Desiderius enthält das Buch 14 Illustrationen (eine historische Karte und 13 Historiengemälde) sowie die Anmerkungen des Erzählers zum historischen, gesellschaftlichen, geografischen und geistlichen Kontext des späten 4. Jahrhunderts.

Diese deutsche Übersetzung wurde nach der englischen Ausgabe *The Life of Saint Martin* angefertigt, die ihrerseits auf der zeitgenössischen portugiesischen Ausgabe *A Vida de São Martinho* beruht, und erscheint unter derselben Lizenz.

Lizenz des Wikisource-Quelltextes: Creative Commons Attribution-ShareAlike 3.0 Unported / GNU FDL.